Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Bd. 1,

Jahrgang 1886.

akw. 1442.
Dz. XVII. 344.

Erstes Heft. – 6
(April.)

BIBLIOTEKA PROFESORÓW C. K. GIMNAZYUM W TARNOWIE

Wien.
Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:
Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ erscheint wie ihre Vorgängerin die „Oesterreichische Revue“, in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß=Octav. Der Pränumerationspreis für den Jahrgang ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch=Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem nachstehend veröffentlichten Programm nebst dem Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und jener Aufsätze, welche zur Veröffentlichung für den Jahrgang 1886 in Aussicht genommen sind, sowie aus dem als Anhang dem ersten Hefte beigegebenen Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“ zu entnehmen.

Programm

der

„Oesterreichisch-Ungarischen Revue“.

Während England und Frankreich, in neuerer Zeit auch Deutschland, Italien, Rußland, Spanien und Nordamerika in ihren Revuen eine Reihe literarischer Centralorgane besitzen, die einen nicht gering zu schätzenden Einfluß ausüben, um die Wissenschaft, um den Culturfortschritt unleugbare Verdienste haben und eine wirksame Repräsentation ihrer Staaten bilden, mangelt es in Oesterreich=Ungarn durchaus an einem Organ, das sich mit jenen Erscheinungen vergleichen läßt.

Die nachtheilige Abhängigkeit, in welcher sich Oesterreich=Ungarn mit seinen Dependenzen in Folge dieser Sachlage speciell den deutschen und französischen Revuen gegenüber befindet, braucht nicht länger fortzudauern. Ohne Geringachtung fremder Leistungen, ohne Ueberschätzung der eigenen Fähigkeiten darf Oesterreich=Ungarn nicht zögern, sich auf einem Felde selbstständig zu machen, auf welchem es seine Ebenbürtigkeit so trefflich zu beweisen im Stande ist, wie auf diesem.

Von diesen Gesichtspunkten geleitet, hat die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ sich die Aufgabe gestellt, diese Lücke in der vaterländischen Literatur auszufüllen.

Die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ soll einerseits den in Betracht kommenden Gebieten der Wissenschaft, der Literatur und Kunst eine Vertretung und eine ausgezeichnete Vertretung gewähren, aber sie soll andererseits auch und vornehmlich ein Organ und eine Quelle abgeben für Länder= und Völkerkunde der österreichisch=ungarischen Monarchie und den ihrer Machtsphäre angehörenden Territorien, für die Culturgeschichte, für die gesammte innere Entwickelung des Reiches, dessen materielle Interessen, Einrichtungen und Anstalten.

Die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“, lediglich den großen, stetigen Interessen des Reiches und der Erforschung der Bedingungen für die Wohlfahrt und den Ruhm desselben gewidmet, hat sich zum Ziel gesetzt, durch sachgemäße Aufklärungen, eingehende Untersuchungen und als Anwalt des gemeinen Wohles, die Verständigung und den Fortschritt zu fördern, gleichzeitig aber, indem sie die Culturentwickelung widerspiegelt und die lebendigen Traditionen der Monarchie fortpflanzt, Oesterreich=Ungarn nach Außen seiner würdig zu repräsentiren. —

Dem nachstehenden Verzeichniß ist zu entnehmen, daß die hervorragenden literarischen Kräfte Oesterreichs und Ungarns dem Unternehmen ihre Unterstützung leihen werden und dasselbe läßt gleichzeitig erkennen, welche Fülle der wichtigsten Aufgaben und werthvollsten Arbeiten für die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ sich darbieten.

Eine wohlwollende Erwägung dürfte zu der Ueberzeugung hinführen, daß die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ der Monarchie zur Ehre und vielseitigem Nutzen gereichen werde und folglich die Theilnahme und Unterstützung aller patriotischen Kreise verdiene.

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1886.

D. XVII I. 344
I. k. akw.

Erstes Heft.
(April.)

Wien.
Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:
Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
Rothenthurmstraße 15.

Inhalt.

Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn.

Von Dr. Hans Schlitter.

An dem Streben nach nationaler Einheit und politischer Wiedergeburt, welches sich, als die Wogen des Bürgerkrieges, der gegen Ende des Jahres 1847 in der Schweiz ausgebrochen war, nach Italien, Frankreich, Deutschland und Oesterreich hinüberschlugen, in diesen Staaten in gewaltiger Weise bemerkbar machte, hat die nordamerikanische Republik nur durch ihr Beispiel Antheil gehabt. Eine einzige Ausnahme machte sie mit Frankreich, wo ihr Vertreter, Richard Rush, der Erste war, welcher nach dem Sturze des Julikönigthumes im Namen seiner Regierung die Republik anerkannte; das Volk der Vereinigten Staaten konnte ja kein gleichgültiger Zuschauer des Fortschrittes der Freiheitsgedanken sein, welche seit der Bildung der vollendetsten Republik die Welt durchzogen und gerade in Frankreich zu so drastischem Ausdrucke gekommen waren. Während nun Nordamerika einen Vertreter in Frankreich besaß, welcher, seiner amerikanischen Gesinnung getreu, mit den wieder zum Durchbruche gekommenen republikanischen Ideen sympathisirte und dafür eintrat, daß sie weiteren Spielraum gewännen, war sein Repräsentant in Wien der Revolution keineswegs schon an und für sich günstig gesinnt, sondern er wendete seine Sympathien jener gut österreichischen Partei zu, welche das Alte nicht unbedingt verwarf, aber sich doch auch gewillt zeigte, dem Volke Concessionen zu machen. Der Grund dieser verschiedenen Haltung lag außer der persönlichen Auffassung beider Männer wohl auch darin, daß Frankreich die nordamerikanischen Staaten beiweitem mehr interessirte als Oesterreich,

das ja nie eine Republik werden konnte und mit dessen Regierung Amerika gut Freund bleiben wollte.

Seit dem 27. August 1841 war Daniel Jenifer bevollmächtigter Minister der amerikanischen Staaten in Wien. Im Jahre 1845 wurde dieser Posten in Folge einer vorausgegangenen Verfügung der österreichischen Regierung vom Congresse aufgehoben und an Stelle des Ministers von jedem der beiden Staaten ein Geschäftsträger ernannt, als welcher am 19. April 1845 William H. Stiles aus Georgien nach Wien entsandt wurde, wo er bis zum 1. August 1849 blieb; als österreichischer Geschäftsträger befand sich Herr Hülsemann in Washington. Stiles war durchaus kein theilnahmsloser Zuschauer der gewaltigen Ereignisse des Jahres 1848 in Oesterreich; mit Spannung verfolgte er sie und mit Theilnahme berichtet er über die Erfolge, welche die Sache der Freiheit errang.

Die Debatten im ungarischen Reichstage, der in Preßburg tagte, und über die er ganz im Sinne der österreichischen Regierung an den Staatssecretär Buchanan Bericht erstattete, boten ihm genügende Gelegenheit, die Hauptmomente hervorzuheben, welche das Interesse der Amerikaner erregen mußten. In Ungarn zuerst machte sich das Streben nach Besserung der Stellung der Presse bemerkbar, welche in keinem anderen Staate Europas so wenig Freiheit genoß, als in Oesterreich. Dem Reichstage ward eine Bill zur Aufhebung der Censur vorgelegt, aber sie hatte natürlich nur Bezug auf die ungarische Presse. „Wäre es anders," berichtet Stiles unter dem 14. Februar, „so würde der Antrag gewiß das kaiserliche Veto erfahren, aber da die ungarische Sprache zu schwierig ist, um von Deutschen gepflegt zu werden, und sie sich nur auf ungarisches Gebiet erstreckt, so wird der Antrag beiweitem geringeren Anstoß erregen als in Oesterreich; er wird nicht den Widerspruch der Regierung erfahren." Diese Auffassung des Gegenstandes ging nicht direct von Stiles aus — sie war die Ansicht der leitenden Kreise.

Ein anderer wichtiger Schritt nach vorwärts ward von dem Reichstage unternommen: er bestand in dem Antrage, daß die Adeligen gleich den übrigen Ständen der Comitatshaussteuer unterworfen sein sollten; eine große Majorität hielt den Antrag aufrecht. Bisher war die Stellung des Bauernstandes das Krebsübel, an dem Ungarn litt, alle Lasten ruhten auf ihm. „So lange diese Zustände währen, wird sich Ungarn nie selbstständig machen können, es wäre denn mit Hülfe der ungeheueren Streitkräfte, welche im Lande sind; aber jeder Auf-

stand würde nicht nur bei den Truppen auf Widerstand stoßen, sondern auch bei den Bauern, welche sich auf die Seite der Regierung schlagen würden, statt die Insurrection zu unterstützen — gerade so, wie es vor Kurzem der polnische Bauernstand gemacht hatte." Das war nun ganz die Ansicht der Regierung, welche aber keineswegs durch die Thatsachen Beweiskraft erhielt: blos die serbischen und walachischen Bauern erhoben sich gegen Ungarn, während bei den magyarischen Bauern die Unzufriedenheit mit ihrer gedrückten Stellung dem ausgeprägtesten Gefühle der Nationalität und der Zusammengehörigkeit Platz machte.

Die Lage Oesterreichs war in jener Zeit eine ungemein kritische: im Norden konnte die aufrührerische Stimmung, welche sich insbesondere in Galizien bemerkbar machte, nie völlig unterdrückt werden; die Regierung, welche in Erfahrung gebracht hatte, daß geheime Waffensendungen erfolgt seien, war stets in Athem gehalten und mußte ausgiebige Streitkräfte aufwenden, um einer neuerlichen Erhebung begegnen zu können. Im Osten waren es die ungarischen Provinzen mit dem wachsenden Unmuthe der Adeligen; im Westen Tirol, welches sich, wie Stiles die Sache ansah, einerseits mit seinen bäuerlichen Gewohnheiten an die Schweiz, andererseits in seinem südlichen Theile an das stammverwandte Italien lehnte. Hierzu kamen noch die finanziellen Uebelstände. Verhängnißvoll sollte die Stimmung werden, welche in Mailand, dem Mittelpunkt aller revolutionären Bestrebungen in Oesterreich, herrschte. Am 6. Februar fand daselbst zu Ehren der erfolgreichen Bemühungen der Siciliáner und Neapolitaner, von ihrem Könige das Versprechen einer Constitution zu erhalten, eine große Feierlichkeit statt. Dasselbe Versprechen hatte auch der Großherzog von Toscana seinem Volke gegeben; vom Papste war es vorauszusehen — angesichts dieser Vorgänge konnte dem Kaiser kein anderer Ausweg bleiben, als dasselbe zu thun, „oder — nach Stiles — die Zerstückelung seines Reiches über sich ergehen zu lassen". Aber Fürst Metternich verlor seine unerschütterliche Ruhe nicht, bis die Nachricht von der inzwischen ausgebrochenen Februarrevolution ihn zur Ueberzeugung bringen mußte, „daß er sich auf dem Punkte seiner höchsten Noth befände". Von jetzt an begann das stolze Gerüst, auf welchem Metternich stand, bedenklich zu schwanken und er mußte beizeiten daran denken, herabzusteigen. Im Falle seines Rücktrittes sollte Erzherzog Johann — so behauptet Stiles — seine Stelle einnehmen, „welcher sowohl intelligenter als liberaler sei, und welcher energisch auf die kluge Maßregel drang,

lieber jetzt Concessionen zu machen, da sie mit Dank aufgenommen, als später, da sie mit Geringschätzung angesehen werden würden". „All' dies" — berichtet Stiles unter dem 4. März — „deutet darauf hin, daß, obwohl jetzt kein unmittelbarer Wechsel der gegenwärtigen Politik Oesterreichs eintreten wird, dennoch Alles reif dafür und darauf vorbereitet ist; aber ein Wechsel wird sicherlich statthaben, sei es in Folge des Todes des Fürsten oder früher, wenn Umstände eintreten, welche seinen Rücktritt nothwendig machen. Die vorherrschende Meinung über die neuerliche Kundgebung in Paris ist, daß dies nur der Anfang eines Kampfes sei, der sich über ganz Europa erstrecken und nicht jenem weder zeitlich noch räumlich hintanstehen wird, welcher der französischen Revolution von 1789 gefolgt war. So viele von den Regierungen auf diesem Continente sind gegenwärtig in einem Zustande der Gährung und der Auflösung der Ordnung, daß, wenn Frankreich nicht so wie früher es versuchen wollte, seine Principien den Nachbarn aufzudrängen, sei es mit der Spitze des Bajonetts, sei es durch den ehernen Mund der Kanonen, nunmehr das von ihm gegebene Beispiel sehr wahrscheinlich durch andere befolgt werden wird und die Kugel, welche in Paris ins Rollen gebracht ward, wird wahrscheinlich nicht zur Ruhe kommen, bis Belgien, Dänemark, Deutschland, Oesterreich theilweise, wenn nicht vollständig im Zustande der Revolution sich befinden."

Mit richtigem Blicke und unbefangener als seinerzeit Thomas Jefferson von Paris aus übersah Stiles von Wien aus die europäischen Ereignisse, ohne aber selbst werkthätig einzugreifen. Die Hauptstadt war in voller Gährung, und Stiles wäre kein Amerikaner gewesen, wenn er nicht die lebhafteste Freude an den Erfolgen gehabt hätte, welche das Volk schrittweise errang. Fürst Metternich resignirte, welche Thatsache Stiles unter dem 14. März ohne irgend einen Rückblick nach Hause berichtete und hierbei nur Folgendes bemerkte: „Man ist überzeugt, daß das Volk nicht früher die Waffen niederlegen werde, bis es eine zufriedenstellende Constitution erhalten hat; die Aussicht auf Erfolg erscheint um so größer, als die Regierung an keinen Widerstand denkt und das Volk fast alle öffentlichen Gebäude besetzt hält."

Das Volk behielt Recht, so daß Stiles am 16. März berichten konnte: „Ich benachrichtigte Sie in meiner letzten Depesche von dem Ausbruche der Revolution; nun erfülle ich die angenehme Pflicht, Ihnen sowohl ihr Ende als ihre ungemein wichtigen und glänzenden

Erfolge kund zu thun. Alles, was das Volk gefordert hatte, erhielt es in der freigebigsten Weise: nicht nur Bewilligung der Nationalgarde und Freiheit der Presse u. s. w., sondern es sollten auch aus allen Provinzen ohne Unterschied des Standes Deputirte zusammentreten, um unverzüglich über das Verfassungswerk zu berathen. In der That wurde Oesterreich durch die Revolution aus einem durchaus absoluten Staate der freieste und liberalste in Europa. In dieser Stadt haben die Dinge ein ganz anderes Aussehen bekommen, als wäre diese Umwechslung wie durch einen Zauberstab hervorgebracht worden; in einem einzigen Augenblicke scheint das Volk aus ägyptischer Finsterniß in ein übernatürliches Licht getreten zu sein .... Vereinigt unter einer gemeinsamen und liberalen Constitution, welche jeder Provinz die Regelung ihrer inneren Verhältnisse gestatten soll, wird dem Volke ein neues Leben gegeben werden, eine Energie, welche es früher nicht fühlte, ein nationales Bewußtsein, welches es früher nicht kannte, und so wird die Dauer und das Gedeihen des Reiches thatsächlich gesichert sein .... Es giebt in Deutschland keine einzige Regierung, welche seit der letzten französischen Revolution dem Volke nicht große und bedeutende Zugeständnisse gemacht hat, aber nirgends waren die Wendungen so großartig wie in Oesterreich."

Nichtsdestoweniger war aber die Lage Oesterreichs eine ungemein kritische und Stiles hob mit scharfer Logik die wichtigsten Momente hervor; er verglich Oesterreich mit einem Patienten, „welcher soeben die Krisis einer ernsten und gefährlichen Krankheit überstanden hat und die größte Sorgfalt darauf verwenden muß, einen Rückfall zu vermeiden, welcher bei dem Schwächezustande des Körpers sich beiweitem verhängnißvoller erweisen würde als die ursprüngliche Krankheit".

Folgende Bedenken über Oesterreich äußerte Stiles in einer interessanten Depesche vom 29. März:

1. Das Kaiserthum ist aus einer heterogenen Masse von Nationen zusammengesetzt, welche in Charakter und Bildung ebenso von einander verschieden sind, wie die bezüglichen Länder in Klima und Production, wo ebensowenig Aehnlichkeit herrscht, als zwischen den unfruchtbaren und schneebedeckten Hügeln Galiziens und den sonnigen Gefilden der Lombardei, wo also naturgemäß das Wesen ihrer Bedürfnisse und Ansprüche durchaus verschieden sein muß.

2. Der jähe Uebergang von einer despotischen Regierungsform zu einer constitutionellen; der Mangel der Vorbereitung zu solch' einem Wechsel, der sich auch im Ministerium und im Volke fühlbar macht;

die Gefahr, daß letzteres zu viel verlangen, ersteres hingegen zu wenig gewähren wird.

3. Die Thatsache, daß die in der letzten Zeit gemachten Concessionen vom Volke der Regierung abgezwungen, keineswegs von dieser freiwillig gegeben wurden, woraus folgt, daß die Grenzen dieser Concessionen vom Volke bestimmt wurden, nicht von der Regierung, und beide sich über die Ausdehnung dieser Grenzen nicht einigen werden. Hätte Fürst Metternich nur wenige Monate, ja wenige Wochen vorher dem Volke einige Concessionen gewährt, so wäre dieses mit beiweitem Wenigerem zufrieden gestellt worden und er hätte noch immer die Controle in der Hand, das Kaiserthum wäre von aller Gefahr befreit gewesen, er würde in Ehren im eigenen Lande und nicht schimpflich in der Verbannung leben, um endlich von Segen und nicht von Verwünschungen begleitet ins Grab zu steigen.

4. Der Mangel eines fähigen, unabhängigen und populären Ministeriums, wie es die gegenwärtige Krisis gebieterisch verlangt, welcher das jetzige unfähige Ministerium keineswegs gewachsen ist. Aber wenn es auch die größte Eignung zur Erfüllung seiner Aufgaben besäße, so ist es doch nicht unparteiisch. Man nennt es ein verantwortliches Ministerium und deshalb sollte es unabhängig sein; aber Jedermann ist bekannt, daß es unter der Aufsicht unverantwortlicher Rathgeber steht, unter Aufsicht des Privatcabinetes des Kaisers, durch dessen Rath es geleitet wird, statt innerhalb der Sphäre seiner Pflichten volle und unbeschränkte Macht zu besitzen. Und wäre es auch fähig und unabhängig, so wäre es wieder nicht populär und würde nicht das Vertrauen des Volkes besitzen, weil es aus der Schule Metternich's hervorgegangen ist und in der letzten Zeit weder Neigung noch Eifer für den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse gezeigt hat, was gerade jetzt sehr verhängnißvoll ist, da es nicht genügt, nicht von einem Verlangen nach einer rückschreitenden Bewegung bestimmt zu werden, sondern vielmehr unbedingt nothwendig ist, in der neuen Richtung fortzuschreiten und zu verharren.

Andererseits hob Stiles wesentliche Momente hervor, welche günstigerer Natur zu sein schienen, nämlich:

1. Die Thatsache, daß Oesterreich das Element einer starken und glücklichen Regierung in sich trägt, über Hülfsquellen verfügt, welche zwar bisher nicht entwickelt waren, aber unerschöpflich sind, daß es eine Bevölkerung besitzt, deren kühle Auffassung, Klugheit und gesundes Urtheil sie besonders zur Schätzung und zum Genusse der Segnungen einer rationellen Freiheit sowie dazu befähigen, geduldig auszuharren, bis ein Regierungs-

system geschaffen werden kann, welches sowohl die allgemeinen Interessen als auch die einzelnen Institutionen ausgleichen wird.

2. Die warme Anhänglichkeit des Volkes an seinen Souverain, den sein ausgezeichnetes Herz und seine Nachgiebigkeit besonders für die Stellung eines constitutionellen Monarchen geeignet machen, das Widerstreben aller Classen gegen eine Republik, besonders von Seiten der Aristokratie, und die Möglichkeit, daß diese einsehen wird, daß ihr eigenes Heil sowohl als jenes des Staates nur von ihrer Vereinigung mit der großen Masse und ihrer thätigen Verbindung mit der Sache einer rationellen Reform abhängt.

3. Die Thatsache, daß ganz Deutschland, indem es sich gegenwärtig zwischen der unbeschränkten französischen Republik einerseits und der absoluten Regierung von Rußland andererseits eingezwängt sieht, nunmehr von einem brennenden Verlangen nach einer engeren und wirksameren Vereinigung unter einer einzigen Krone beseelt ist, die Möglichkeit, daß ein Mitglied des Hauses Habsburg zu diesem Posten gewählt werden könnte, z. B. Erzherzog Johann, „welcher ebenso die erforderliche Popularität wie Einsicht und Standhaftigkeit in Bezug auf die herrschende Krisis besitzt“.

Man erkennt genau, welcher Partei der Amerikaner Stiles angehört. So begrüßt er die wichtige Entscheidung des Kaisers vom 4. April — die Auflösung des Privatcabinetes — als ein freudiges Ereigniß, denn allen Bewegungen des Volkes war es bisher hindernd in den Weg getreten. Aber der wesentlichste Gewinn, welcher durch diesen Schritt des Kaisers errungen wurde, bestand nach Stiles Ansicht in dem Rücktritte des Erzherzogs Ludwig, „welcher an der Spitze jenes Bureaus stand und als der hartnäckigste und unnachgiebigste Anwalt der Metternich'schen Politik galt“.

Alle diese Vorgänge erschienen Stiles zwar günstig für die Ruhe des Reiches und den voraussichtlichen Erfolg des großartigen Versuches, den es unternommen hatte; aber andere Umstände kamen in Betracht, welche kein so freundliches Gepräge an sich trugen, so die Resignation des Finanzministers Baron Kübeck, dessen Nachfolger Baron Krauß werden sollte, und die Uebertragung des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Ficquelmont. Der Mangel an Eignung und Energie im Ministerium war eine große Schwierigkeit, an der Oesterreich litt, denn dasselbe bestand keineswegs aus Männern, welche der Krisis gewachsen, sondern aus solchen, die in ganz anderen Verhältnissen emporgekommen waren, als in denen sie sich nunmehr zu-

sammenfanden. Dieser Einwand paßte nach Stiles' Ansicht so allgemein auf alle österreichischen Staatsmänner, „daß, wenn sie auch einen Wechsel vollbringen könnten, dieser gar nichts ändern würde". Die Folge davon sei nicht nur, daß geringe Fortschritte in freiheitlicher Richtung gemacht wurden, sondern auch daß die Fälle von Mißachtung der bestehenden Gesetze und von Insubordination sich täglich vermehren, ohne daß sich die Regierung bemüht, sie zu unterdrücken, ja die Dinge gewännen den Anschein, als ob man einem Zustande vollendeter Anarchie zueilen würde. „Kurz, wenn das Reich gezwungen werden sollte, sowohl einem Einfall von Außen als einer Erhebung im Inneren zu begegnen, wenn die Zustände weitgehende Concessionen an die zinspflichtigen Königreiche und eine energische Zusammenfassung der Hülfsquellen erfordern, wenn in der That — schreibt Stiles am 12. April — nichts Anderes das Staatsschiff retten könnte, als ein gewaltiger Entschluß und eine dictatorische Gewalt, dann bleibt das Reich noch immer so still und bewegungslos, als ob keine Wolke den politischen Horizont jemals verfinstert hätte."

Zutreffender kann der unbefangenste Oesterreicher die Situation nicht schildern, in welcher sich unser Vaterland damals befand, als jener Amerikaner es gethan hat.

Inzwischen hatte die Gährung in der Lombardei gewaltige Fortschritte gemacht und Stiles sah sich in die Lage versetzt, seine gut österreichische Gesinnung zu beweisen, als der Consul der Vereinigten Staaten in Venedig „den voreiligen, wenn nicht unbesonnenen Schritt" unternommen hatte, der Interimsregierung dieser aufrührerischen Provinz seine Glückwünsche darzubringen und sie im Namen der Vereinigten Staaten anzuerkennen. Die österreichische Regierung war natürlich sehr ungehalten über diesen Vorgang des amerikanischen Consuls und Stiles mußte sich bemühen, sie zu überzeugen, daß die amerikanische Regierung gar keinen Antheil an der Sache habe, wie es sich auch in der That verhielt.

In Deutschland war es der Reichstag zu Frankfurt, welcher Stiles ganz besonders interessiren mußte, da er sah, wie ganz anders die Deutschen bei der Schaffung einer Verfassung verfuhren, als seinerzeit sein Volk dies gethan hatte. Jener Reichstag, welcher beiläufig aus siebenthalbhundert Mitgliedern bestand, war vielleicht die bedeutungsvollste Versammlung, welche je in Europa zusammengetreten war. Durchaus unähnlich der ehemaligen gesetzgebenden Versammlung Frankreichs oder dem Nationalconvente dieses Staates, sollten die Be-

strebungen des Reichstages nicht dahin gehen, eine Verfassung für einen einzigen schon vorhandenen Staat auszuarbeiten, sondern für zweiunddreißig, und nicht für eine Republik, sondern für ein Kaiserreich, fünf Königreiche, zwölf Herzogthümer und vierzehn Fürstenthümer. Der Reichstag tagte nicht, wie es die Versammlungen in Frankreich gethan haben, nach der Entfernung der Monarchen, sondern in Mitte der Letzteren, während sie im Vollbesitze ihrer Macht sich befanden. „Aber überhaupt wird seine Arbeit nicht dahin gehen, nur eine Verfassung auszuarbeiten, sondern die Art der Regierung zu bestimmen, welche jener Verfassung angepaßt werden sollte. Seine Aufgabe ist demnächst, alle deutschen Mächte in eine centrale, thatsächliche und wirksame Union zusammenzuschweißen." Welch' gewaltige Aufgabe die Amerikaner nach ihrer Lostrennung von England und während des Kampfes mit dieser Macht auf sich genommen und in einzig dastehender Weise gelöst hatten, mußte Stiles doch wohl vorgeschwebt haben, als er am 26. April Folgendes an den Staatssecretär Buchanan schrieb: „Wie dieser Reichstag im Stande sein wird, alle Mächte zu einigen oder zu Einer Regierungsform zu gelangen und Eine Verfassung für das Ganze durchzusetzen, ohne vorerst sie alle auf das gleiche republikanische Niveau zu bringen und in Folge dessen eine Vernichtung aller Throne zu bewirken, kann ich nicht recht begreifen. Ich weiß nur, daß diese Versammlung eine mächtige Revolution in den politischen Einrichtungen der Länder, welche sie repräsentiren soll, hervorrufen wird. Dieser Umschwung mag vollbracht werden entweder mit oder selbst ohne die ursprüngliche Absicht der Deputirten; er mag vollbracht werden ohne Verzug oder im Laufe der Zeit — aber stattfinden wird er in Folge der Bemühungen jener Versammlung, sei es durch unmittelbare Annahme einer Regierungsform oder durch Grundlegung dazu, ganz Deutschland in eine Republik umzuwandeln."

Aehnliche Gedanken erfüllten fast gleichzeitig den Professor am Collége de France, Eduard Laboulaye, welcher seine Schüler lehrte, wie das amerikanische Volk ohne blutige Revolution zu einer glücklichen Verfassung gelangt war.

Stiles mußte inzwischen erkennen, daß eine Regierung, welche nur wenige Wochen vorher für eine der stärksten in Europa gehalten wurde, so kraftlos geworden war, daß sie bei dem am 4. Mai erfolgten Rücktritte des Grafen Ficquelmont nicht im Stande war, diesem ihrem höchsten Beamten genügenden Schutz vor den Beleidigungen und Beschimpfungen des Pöbels zu gewähren. Vollständige Anarchie schien ein-

zureißen, und angesichts dieser Gefahr schrieb Stiles am 18. Mai Folgendes nach Hause: „Wenn die Minister nicht zum Bewußtsein ihrer Pflichten und der Interessen dieses Reiches gelangen, so werden alle diese Zustände zur Entthronung des Kaisers und zur Proclamirung einer Republik führen.“ Stiles dachte, daß dieser Ausgang nicht mehr fern sei und wurde in seiner Ansicht durch folgende Thatsache bestärkt: In Wien existirte seit einiger Zeit ein Comité, welches aus Mitgliedern der Nationalgarde bestand und den Namen „Sicherheitsausschuß“ führte. Es hatte in den öffentlichen Blättern die Nothwendigkeit verschiedener Maßregeln seitens der Regierung dargethan und bisher alle politischen Bewegungen geleitet. Das Ministerium andererseits beging nach Stiles Ansicht „den unbesonnenen Schritt“, statt durch genügende Argumente die vorgebrachten Einwände zu widerlegen oder durch passende Maßregeln die Bestrebungen des Ausschusses einzudämmen, einen Befehl zur Auflösung desselben zu erlassen, und zwar auf den Grund hin, daß er, „da die Nationalgarde ein Theil der bewaffneten Macht geworden war, deshalb von aller Theilnahme an Civilangelegenheiten ausgeschlossen sein sollte“. Vergebens erhob das Comité Einspruch gegen diesen Befehl und forderte zugleich, daß die zukünftige Repräsentativversammlung nur aus einer einzigen und nicht aus zwei Kammern bestehen solle, wie es im Programme der Regierung stand. Hier liegt ein Moment, welches uns an die gleichzeitigen Bestrebungen der Verfassungsmänner Frankreichs erinnert, welche ebenfalls den Fehler begingen, die Bildung einer einzigen Kammer zu begehren.

„Die Deutschen,“ schrieb Stiles, „sind ein eigenthümliches Volk, sowohl was ihre Handlungen als auch die Motive betrifft, von denen sie geleitet werden, und es ist deshalb schwierig, den eigentlichen Ausgang zu bestimmen. Meine Ansicht geht dahin, daß die Studenten sich bald von dem Schlage erholen und einen neuerlichen Angriff unternehmen werden. Geschähe dies nicht, so könnten die Bürger, indem sie nach der Freiheit, welche sie seit Kurzem genossen haben, die Rückkehr irgend welchen Zwanges lästig finden, diese Fesseln zu brechen suchen. Oder sollte von keiner dieser beiden Seiten eine Bewegung stattfinden, dann könnten die Wiener Ereignisse auf Berlin, welches sich jetzt in großer Aufregung befindet, oder auf die gleichfalls sehr beunruhigten Provinzen dieses Reiches und von da zurück auf die Hauptstadt einwirken und einen Wechsel der Regierung veranlassen.“

Die gewaltige Strömung, welche die europäischen Völker beherrschte, erschien Stiles als ein Räthsel, dessen mögliche Lösung, schrieb er am

31. Mai, darin liegt, „daß alle diese Bewegungen das Ergebniß nicht eines Systemes, sondern nur die Wirkung des kolossalen Wechsels sind, welcher nun in Folge plötzlichen Uebertrittes aus einem Zustande des Despotismus in den der Freiheit stattfand. Es sind die unregelmäßigen und heftigen Stöße des Erdbebens, welche nothwendig sind, der lang zurückgehaltenen Centralflamme der Freiheit Luft und Ausgang zu verschaffen. Die Bewohner unseres glücklichen Landes, welche nie in einem der despotischen Staaten Europas gelebt haben, können es nicht begreifen, wie durchaus unreif das Volk dieses Continentes für die Freiheit ist. Nach unserer eigenen Geschichte urtheilend, bilden sie sich vielleicht ein, daß es nur nothwendig sei, das Joch abzuwerfen, und daß damit Alles geschehen sei. Aber damit fängt hier die eigentliche Schwierigkeit erst recht an, denn hier hat das Volk nur Einen Despoten gegen Tausende ausgetauscht, die es einen nach dem anderen zu überwinden hat. So muß es durch die Schule bitterer Erfahrung gelernt haben, was rationelle Freiheit sei, bevor auch nur annähernd eine Selbstregierung möglich ist.

Was Oesterreich betrifft, so sind alle Bestrebungen von Seiten des Volkes nichts Anderes als Sturmschritte nach einer Republik, zu welcher es früher oder später einmal kommen muß". In ähnlichem Sinne hatte die „New-Yorker Tribune" am 18. März Folgendes geschrieben: „Das Unglaubliche soll geschehen, Oesterreich soll eine Republik werden."

Die Geschichte hat diese voreilige Ansicht der Amerikaner nicht gerechtfertigt, und ihre etwas peremptorische Prophezeiung wird wohl zum Glücke dieses Reiches nie in Erfüllung gehen.

Mitte Juli wurde Wien durch die Ankunft einer Deputation welche behauptete, von Seiten der Vereinigten Staaten gesandt zu sein und Geld zur Aufbringung einer Armee und einer Flotte mitzubringen, in große Aufregung versetzt. Diese Deputation wurde unter den freudigsten Kundgebungen von dem Hotel, in welchem sie abgestiegen war, nach der Universität geleitet, woselbst dann Reden gehalten wurden. Einer aus der Deputation, welcher sich als nordamerikanischer Bürger vorstellte, sprach: „Nicht nur Worte, sondern auch unser Geld und unsere Waffen stehen zu Eurer Verfügung; hunderttausend Mann werden bereit sein, unseren Brüdern in Deutschland Beistand zu leisten."

Der amerikanische Vertreter war dadurch in die größte Verlegenheit versetzt, und nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß jene Leute nicht einmal Amerikaner seien, geschweige denn vom Congresse mit einer Sendung beauftragt wären, konnte es ihm nicht schwer fallen,

seine Regierung zu rechtfertigen, und auch sonst behauptete er in dieser Angelegenheit eine Haltung, welche ihm seitens der fremden Minister volles Lob einbrachte. Sicherlich wäre ihm dies auch vom österreichischen Ministerium zu Theil geworden, hätte dieses nicht wenige Tage zuvor demissionirt. Stiles aber hatte bei dieser Gelegenheit zur Genüge zeigen können, wie fern es seiner Regierung lag, ihrer Monroepolitik nur im geringsten untreu zu werden.

Inzwischen hatte der Reichstag zu Frankfurt es glücklich zur Wahl eines Reichsverwesers gebracht, als welcher am 11. Juli Erzherzog Johann seinen feierlichen Einzug in Frankfurt hielt, um daselbst die Leitung von dreißig deutschen Regierungen in die Hand zu nehmen „und sie nach einem Ziele hinzulenken“.

Centralgewalt und Einzelstaaten standen sich hier einander gerade so gegenüber, wie dies in den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts in Nordamerika vor Abschluß der Verfassung der Fall gewesen war — nur daß hier der große Streit zu einem erfreulichen Resultate geführt hat.

Mit Bezug darauf schrieb Stiles am 28. Juli Folgendes: „Der Erzherzog Johann, dem erlauchtesten Hause Deutschlands entsprossen und ein wegen der Rechtschaffenheit seines Charakters und der Einfachheit seiner Sitten allgemein beliebter Mann, der zugleich die Rechte der Monarchie mit den Ansprüchen der Volksgewalt vereinigt, ist zweifelsohne am meisten geeignet und den besten Erfolg versprechend, jenes große Experiment zu versuchen. Aber selbst mit ihm wird die gegenwärtige Centralgewalt nur wenige Jahre dauern, und sobald die republikanische Partei genügende Kraft gewinnt, wird aus dem Regenten ein Präsident werden und aus den Monarchien Deutschlands conföderirte Staaten einer Republik.“ Wie man sieht, ließ Stiles sich auch jetzt wieder bei seiner Auffassung der deutschen Verhältnisse von amerikanischen Ideen zu allzu gewagten Vorhersagungen fortreißen. Recht deutlich geht dies auch aus seiner Beurtheilung der ungarischen Wirren hervor, da die Feindseligkeiten zwischen Magyaren und Kroaten kein Ende nehmen wollten. „Dieser Bürgerkrieg,“ schrieb er am 12. August, „ist zweifelsohne ein Mittel gewesen, um einen Bruch des Reiches zu verhindern. Hätten die Ungarn es verstanden, Kroatien und die anderen Provinzen auf ihre Seite zu bringen, so hätten sie sich sicherlich von Oesterreich losgesagt, und mit Galizien und vielleicht auch Böhmen im Norden und den anderen slavischen Provinzen im Süden würden sie ein ungeheueres Reich gebildet haben, welches ganz und gar aus sla-

vischen Stämmen ohne Vermischung mit germanischer oder teutonischer Race bestanden hätte." Von dem ethnographischen Verstoß abgesehen, war dieser kühne Gedanke fast derselbe, den Kossuth in den Fünfzigerjahren mit dem Worte „Donauconföderation" bezeichnete. Während es in Ungarn gewaltig gährte und Kossuth im Lande umherzog, um es gegen die königliche Regierung aufzuhetzen, begann in Wien am 6. October die Flamme der Revolution wieder mit jäher Gewalt hervorzubrechen und die furchtbarsten Verheerungen anzurichten; doch noch furchtbarer wurde sie niedergeschlagen. Am 2. November schrieb Stiles nach einem Spaziergange, den er durch Wien und seine Vorstädte unternommen hatte, unter dem frischen Eindrucke der eingeäscherten Häuser und des Elendes, das er gesehen, Folgendes nach Hause: „So hat die letzte Belagerung von Wien geendet, eine Belagerung, die nicht im sechzehnten, sondern im neunzehnten Jahrhunderte stattfand, die nicht von barbarischen Türken, sondern von civilisirten Oesterreichern ausgeführt wurde, und zwar nicht gegen eine fremde oder ungläubige Stadt, sondern gegen die eigene, herrliche und mit Recht bewunderte Hauptstadt."

Auch der Amerikaner Stiles neigte zu der Ansicht, daß die Revolution in Wien und in den übrigen Städten Oesterreich-Ungarns einen nationalen Hintergrund besessen habe. So schrieb er am 14. November: „Es war einzig und allein ein Kampf der Racen, und nicht der politischen Grundsätze, denn die thatsächlichen Parteien waren nicht Demokraten und nicht Monarchisten, sondern Magyaren und Slaven. Die Wiener Studenten und Arbeiter, welche doch gar nichts mit der magyarischen Aristokratie gemein haben, waren blos die zufälligen Bundesgenossen jener Partei, welche als die erste mit dem kaiserlichen Hofe brach."

Die Ruhe war wieder hergestellt. Am 24. November trat Fürst Felix Schwarzenberg an die Spitze des Ministeriums und am 2. December dankte Kaiser Ferdinand zu Gunsten seines Neffen, des achtzehnjährigen Erzherzoges Franz Joseph, ab. Am 8. Januar 1849 machte der österreichische Vertreter in Washington, Herr Hülsemann, der nordamerikanischen Regierung Mittheilung davon und beeilte sich in seiner Depesche vom selben Tage „den ungemein günstigen Eindruck" zu schildern, welchen diese hochwichtigen Veränderungen in der obersten Leitung der österreichischen Monarchie dort hervorbrachten. „Die vollbegründeten Hoffnungen und freudigen Aussichten," so lauten seine Worte, „welche alle noch so weit im Raume entfernten Oesterreicher beleben, finden hier ihre Bestätigung in den offenen Aeußerungen des Herrn Staatssecretärs, dem darüber die befriedigendsten Nachrichten von Herrn Stiles zugegangen sind."

Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer.

Von Dr. Alexander Peez.

Diejenigen Gefilde der Erde, die einst von der Sonne der Cultur am glänzendsten beschienen waren, versanken später in die tiefste Nacht: die Balkanhalbinsel, der Sitz der holden Bildung Griechenlands, ward später der Tummelplatz der blutigsten Barbarei. In beiden Fällen aber, sowohl im Guten wie im Schlimmen, waren es asiatische Strömungen, deren Herüberfluthen jenen südöstlichen Ländern ihr Gepräge gab, und so stark wirkt auch heute noch das größere Kaliber Asiens auf das gesammte Europa zurück und so mächtig zieht uns der von dort aufsteigende Erdgeruch und Fieberdunst in seine Sphäre, daß auch jetzt noch der Versuch, im Gegensatz zu Asien und von ihm getrennt für uns allein aus Europa eine wohnliche Heimstätte zu machen, nicht ohne Wagniß ist und eine volle Sicherung erst dann gegeben erscheint, wenn nicht nur die weiten Ebenen Rußlands stärker mit europäischen Bildungselementen durchtränkt, sondern auch die alten Culturbrücken über Bosporus und Hellespont wiederhergestellt und Vorderasien und die Euphratländer voll und ganz den westlichen Einflüssen wiedergewonnen sein werden.

Im Südosten regt sich junges Leben. Die Dinge auf der großen Halbinsel zwischen Karpathen, Schwarzem Meere, Adria und Aegeischem Meere sind in Fluß, und an den wichtigen Gestaltungen, die sich dort vorbereiten, sind wir nicht nur durch Bosnien und die Herzegowina, sondern auch durch unseren Zwillingsstaat Ungarn im höchsten Grade betheiligt. Die Schicksale der Balkanhalbinsel äußern ihre Rückwirkung

nicht nur auf unsere Politik, sondern auch auf unseren Wohlstand und das Gedeihen unserer Arbeit. Leider tritt dieser Zusammenhang in Unruhen und Krieg regelmäßig viel deutlicher hervor, als in Handel und Frieden. Der Telegraph berichtet uns von Kämpfen, Verschwörungen, Machenschaften und diplomatischen Schritten, aber nicht von den Zuständen. Wie es um Landwirthschaft, Gewerbe und Handel steht, wie viel Kilometer Straßen gebaut werden und in welcher Weise die Eisenbahn, diese künftige Lebensader der Balkanhalbinsel, voranschreitet, davon hören wir selten, und doch sind es gerade diese letzteren Factoren, auf deren günstiger Entwickelung, wir sagen mehr, auf deren liebevoller Pflege von unserer Seite Oesterreichs Einfluß, Politik und Zukunft sich am erfolgreichsten aufbauen werden. Mag anderen Mächten der religiöse und politische Zwist dienen, uns dient nur die Entfaltung der Cultur und des Wohlbefindens unserer Nachbarn.

Die im vergangenen Jahre in Budapest stattgehabte Landesausstellung bot eine der seltenen Gelegenheiten, einen Blick zu thun in die Bestrebungen, die Arbeit und die wirthschaftlichen Erfolge Ungarns und seiner zahlreichen Völkerstämme, deren Verzweigungen tief in die Balkanhalbinsel hineinragen. Von diesem Gesichtswinkel betrachtet, besaß die Landesausstellung in Pest ein über Ungarn weit hinausreichendes culturhistorisches Interesse. Sie bewies nicht nur die Fortschritte Ungarns, sondern zeigte auch den Balkanvölkern ein Ziel, dem sie zustreben und, ihren Verhältnissen angepaßt, im Laufe eines halben oder eines ganzen Menschenalters sich nähern können. Wer weiß, ob wir nicht nach zehn oder zwanzig Jahren eine Ausstellung in Bukarest, Belgrad, Athen oder Sophia haben werden!

Die Landesausstellung in Pest war ein Ungarn im Kleinen; sie bot ein Bild des Landes, ein vielleicht in mancher Hinsicht geschmeicheltes und in elektrische Beleuchtung gerücktes, aber darum doch nicht unrichtiges Bild. Wir sahen dort vor uns ein Land mit weit überwiegender Rohproduction, ein fruchtbares, klimatisch begünstigtes, schon etwas nach Süden vorgeschobenes und daher mit vielseitigen Erzeugnissen ausgestattetes Land, welches in den letzten Jahren vielfach zu intensiven Betrieben fortgeschritten ist und zugleich ganz befriedigende Anfänge einer gewerblichen Industrie zeigt, die einerseits an die Verarbeitung vorzüglicher Rohproducte geht und andererseits mit Anlehnung an gute, uralte, im Lande heimische Muster, auch kunstindustrielle Talente verräth.

Zunächst jedoch überkam den Besucher der Ausstellung die Poesie des Landbaues. Man empfand den Segen einer kraftvollen, mütterlich

2*

waltenden Natur. War es das Gefühl, daß der Landbau die älteste und angemessenste Thätigkeit, daß Landbesitz, um mit Goethe zu sprechen, das „Erste und Beste“ sei, das dem Menschen beschieden ward? Angesichts der schönen Früchte des ungarischen Bodens konnte man an jenen Zimmermann Helge denken, welcher seinen Landsleuten im rauhen Norden, nach des Livius' Erzählung, italienische Trauben bot, um sie nach der Lombardei zu rufen; man erinnerte sich Caleb's und seiner Genossen, von denen im Pentateuch geschrieben steht: „Und sie kamen bis an den Bach Escol und schnitten daselbst einen Reben ab mit einer Weintraube und ließen sie von zween Männern auf einem Stecken tragen, dazu auch Granatäpfel und Feigen.“

Breite Massen, wahre Ströme von Getreide waren durch die Ausstellung ergossen. Tausende von Proben, zumeist Weizen und Mais darbietend, zeigten die Ergiebigkeit des Landes und die Hauptthätigkeit seiner Bewohner. Auch Gerste war häufig vertreten; die ungarischen Landwirthe hatten gar wohl bemerkt, wie der Preis der Gerste sich lange Zeit hindurch besser gehalten als der Preis des Weizens. Diesen Hauptfrüchten schlossen sich Hülsenfrüchte, Oelsaat, Tabak, Hanf, Hopfen und Seide an. Das Bild eines blühenden und mächtigen Industriezweiges bot die Mehlgewinnung. Das gelbe, milde Mehl Ungarns schmeichelte sich dem Blicke auf. Nicht nur die Menge, sondern die gute Beschaffenheit besticht. Die europäischen Sachkundigen wissen: ohne ungarisches Mehl keine vollkommene Mehlspeise. Im Ganzen sahen wir ein Canaan vor uns; der von Natur beste Boden Europas!

Nicht zu einem gleich günstigen Ergebnisse gelangen wir, wenn wir zu rechnen beginnen. Ungarn erzeugt nicht billig. Neben hochentwickelten Wirthschaften, die kaum hinter den besten englischen oder reichsdeutschen Gütern zurückstehen, trifft man vorwiegend extensive Betriebsformen.

Die Vertheilung des Bodens ist an sich nicht ungünstig. Solche riesenhafte Besitzungen, wie sie vor der Grundablösung von 1848 in einer Hand vereinigt waren, bestehen jetzt nicht mehr. Wie in einer bemerkenswerthen Schrift Stephan v. Tißa, der Sohn des Ministerpräsidenten, ausgeführt hat, besaß damals Fürst Paul Eßterházy 350 Quadratmeilen; 200 Quadratmeilen waren in der Hand von zehn anderen Familien, weitere 200 in den Händen des hohen Clerus. Dazu die Güter der übrigen 590 Magnaten und die königlichen Familien- und Staatsgüter. Demnach waren 50 Procent des Besitzes „herrschaftlich“. Heute sind diese Verhältnisse sehr geändert. Nach den Aufstellungen des

trefflichen Statistikers Keleti ist gegenwärtig die Vertheilung in Ungarn (ohne Siebenbürgen) folgende:

Kleine Bauerngüter (5 bis 30 Joch)*) . .	31·6 Procent.
Mittelgüter (30 bis 200 Joch)	14·1 „
Größere Güter (200 bis 1000 Joch) . . .	14·9 „
Herrschaftliche Güter (1000 bis 10.000 Joch)	32·0 „
Herrschaftliche Großgüter (über 10.000 Joch)	7·4 „

Den Betriebsverhältnissen und der undichten Bevölkerung entsprechend, überwiegen also immerhin die größeren Grundbesitzungen. Aber die Latifundien sind beträchtlich zusammengeschmolzen (Fürst Eszterházy von 350 auf 93 Quadratmeilen). Nicht weniger als 54·3 Procent bestehen also aus Besitzungen von über 200 Joch oder 115 Hektaren. Den anderen Flügel bilden 31·6 Procent, d. i. 1·8 Millionen kleine Bauerngüter. Während nun diese letzteren, sofern sie Selbstverbraucher eines beträchtlichen Theiles ihrer Erzeugnisse sind, von Preisschwankungen weniger tief berührt werden und die Großgüter durch ihren Umfang und ihre fideicommissarische Deckung über bedeutende Reserven verfügen, sind es gerade die mittleren Gutsbesitzungen, die in wirthschaftlicher Hinsicht für ziemlich bedroht gehalten werden. Die Verbesserungen ihres Betriebes haben nicht gleichen Schritt gehalten mit der Zunahme der Ausgaben. Auf dem weitaus größten Theile der mittleren und kleinen Güter besteht nämlich noch die Dreifelderwirthschaft, und „die Feldereintheilung, der Besitzstand der einzelnen Landwirthe, sämmtliche Feldordnungen und Servituten beruhen auf dem Dreifeldersystem" (A. v. Fest). Da ein gleichmäßiger Fortschritt einer solchen in Feldgemeinschaft stehenden kleinen Republik zu den seltensten Ausnahmen gehört, so hält der träge den fleißigen, der unwissende den gebildeten Besitzer zurück. Die Gemenglage verzehrt bei der Bearbeitung der Felder die Zeit und Kraft von Mensch und Thier. Wenig Futter, wenig Vieh, wenig Dung, keine Möglichkeit intensiven Betriebes. Die Zusammenlegung der Grundstücke (Commassation) ist daher erste Bedingung der Besserung und um so nothwendiger, als die Zeit des fast allgemein herrschenden Weizenbaues vorüber ist.

Allerdings hat sich wesentlich durch den Weizenbau Ungarn wirthschaftlich emporgearbeitet. Die im vierten und fünften Jahrzehnt entstandenen Eisenbahnen öffneten ihm die Märkte des Westens, und als die Jahre 1867 und 1868 in Ungarn vortreffliche, im Westen aber

*) 1 Joch = 0·575 Hektar.

dürftige Ernten ergaben, da konnten die Bahnen und Donauschiffe kaum die Exporte bewältigen, die Weizenpreise stiegen um 25 Procent, die Bodenrente und die Bodenwerthe gingen um ebensoviel in die Höhe, und wenn vorher Ungarn einen Ueberfluß von Rohproducten besessen hatte, so lernte es nun auch die Annehmlichkeiten des Geldreichthumes kennen. Ungarn ward selbstständig. Man darf zweifeln, ob ohne die glänzenden Ausfuhrjahre 1867 und 1868 der durch den Ausgleich von 1867 wiederhergestellte ungarische Staat sich so rasch befestigt hätte, als thatsächlich geschehen ist.

Nun ist aber seit dem Auftreten der großen überseeischen Mitwerber der Absatz Ungarns einigermaßen gefährdet. Von dem gesammten angebauten Boden nehmen die Weizenfelder ungefähr 30 Procent ein, der Preis des Weizens aber, der im Jahrzehnt 1870 bis 1880 noch durchschnittlich 10 fl. Gold der Metercentner betragen hatte, ist im Jahre 1885 auf 6 bis höchstens 7 fl. Gold gewichen. Folglich eine Abnahme um mindestens 30 Procent! Dabei bestehen nur geringe Aussichten eines Nachlassens des russischen, amerikanischen und indischen Mitwerbens; im Gegentheil zeigen sich immer neue Concurrenten. Nun spielt die Grundsteuer in Ungarn eine weit größere Rolle, als etwa in Oesterreich oder dem Deutschen Reiche, und sie aufzubringen wird dem Bauer und dem kleinen oder mittleren Edelmann, welcher auf seinem Gute den in Pest und Wien 6 bis 7 fl. Gold geltenden Doppelcentner Weizen nur mit 5 oder 5½ fl. bezahlt bekommt, keineswegs leicht werden. Man begreift daher, daß nicht nur die Landwirthe, sondern auch weiterblickende ungarische Politiker nicht ohne Besorgniß die Entwickelung dieser Verhältnisse erwarten.

Der im Anfang October vorigen Jahres von den Grafen Károlyi und Apponyi nach Pest einberufene und von dem Abgeordneten Dr. Eugen v. Gaal mit vorzüglichen Specialberichten ausgestattete landwirthschaftliche Congreß hat den bestehenden Befürchtungen einen sachgemäßen Ausdruck gegeben, und wenn diese Versammlung, trotz glänzender Beschickung aus dem Deutschen Reiche, Frankreich, Schweden und anderen Ländern, die von mancher Seite erwarteten unmittelbar greifbaren Ergebnisse nicht hatte, so lag dies an der Größe der Frage, an dem Umfange und der Tiefe der in Betracht kommenden Strömungen der Weltwirthschaft. Indes folgten jenem Congresse unmittelbar gewisse Frachtermäßigungen der ungarischen Staatsbahnen, wodurch insbesondere der Weg nach Fiume zur Hochstraße der See weiter gebahnt und dadurch, zumal für die Mehlausfuhr, der hochwichtige Absatz nach

Großbritannien festgehalten ward. Aber auch der auf dem landwirthschaftlichen Congresse in Budapest gepflanzte Keim eines Zollbündnisses mit dem Deutschen Reiche und den Balkanländern wird, unserer Ueberzeugung nach, früher oder später wachsen, gedeihen und seine Früchte tragen.

Nicht minder traten auf der Landesausstellung gewisse Erscheinungen zu Tage, welche die Zukunft der ungarischen Wirthschaft in einem tröstlicheren Lichte zeigten. Darunter vor Allem die stetig fortschreitende höhere Veredlung der Rohproducte.

An die Stelle der Weizenausfuhr tritt mehr und mehr die Mehlausfuhr. Während im Jahre 1868 viermal mehr Weizen als Mehl aus Oesterreich-Ungarn ausgeführt ward, ist im Jahre 1884 die Mehlausfuhr schon um 35 Procent größer als die Weizenausfuhr. Und Mehl als eine werthvollere Waare ist weiter versendbar und findet daher einen größeren Markt als Weizen. Aber die Veredlung ist noch weiter fortgeschritten, denn es trat nicht nur bei dem Export das Mehl an die Seite des Weizens, sondern auch die Mühleneinrichtung an die Seite des Mehles. Eine Pester Maschinenfabrik (Ganz & Co.) hat bis 1885 nicht weniger als 12.300 Walzenstühle ausgeführt; von diesen gingen 2704 nach Oesterreich, 2092 nach Rußland, 2026 nach dem Deutschen Reiche, 253 nach Amerika, 100 nach Australien, 30 nach Ostindien u. s. w. Es lassen zwar diese Ziffern ein rasches Anwachsen der ausländischen Mühlen und demnach eine sehr vermehrte Concurrenz für die Pester Mehlindustrie voraussehen, aber sie zeigen auch, daß Ungarn, nicht zufrieden damit, seine Rohstoffe anzubieten, selber zur Industrie übergeht und unter günstigen Verhältnissen ein ganz vortheilhaftes Feld für industrielle Thätigkeit abgiebt!

Freilich, die gefährlichsten Mitwerber, die Nordamerikaner, haben, statt Walzenstühle aus Pest zu holen, ihre Ingenieure nach Pest geschickt; sie beziehen von dort nur wenig Maschinen, wohl aber Pläne, die dann von amerikanischen Ingenieuren in der Heimat ausgeführt werden. Diese Ingenieure erschienen im Jahre 1883 in Pest. Man erkannte die bedenklichen Sturmvögel, wollte oder konnte ihnen aber doch das Studium der Mühleneinrichtungen nicht verwehren. Nach Hause zurückgekehrt, schritten die Amerikaner an die Umwandlung ihrer Mühlen auf Pester Fuß. Was das aber bedeutet, wenn hochentwickelte Maschinerie sich mit der amerikanischen Kolossalproduction verbindet, das ergiebt sich aus einer einzigen Ziffer. Die Mühle von C. A. Pillsbury Nr. A in Minneapolis producirt allein jährlich 2·1 Millionen

Metercentner Mehl, während sämmtliche Pester Mühlen zusammen nur etwa 4·5 Millionen Metercentner gewinnen. Nun bestehen in Pest 15 Mühlen, in Minneapolis aber sicher 30 Mühlen! So verblüffend aber auch für den ersten Anblick diese Zahlen sind, so ist es gleichwohl eine Thatsache, daß die Pester Mühlen heute noch flott und mit gutem Gewinne arbeiten.

Bevor wir jedoch weitergehen und die eigentlich gewerblichen Fortschritte Ungarns etwas näher würdigen, wird es gut sein, der ersten und natürlichsten Industrie des Landes, der Landwirthschaft nämlich, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Im Allgemeinen steht in Ungarn die Thierzucht nicht auf der Höhe des Körnerbaues. Jedoch in der Aufzucht edler Pferde wird entschieden Gutes geleistet, und die Vorführung dieser Thiere vor den Besuchern der Ausstellung in den ersten Tagen des Octobers gehörte zu dem Anziehendsten, das überhaupt dort geboten wurde. Das arabische Vollblut in Bábolna, das englische Vollblut in Kisbér, sowie die Kreuzungen aus arabischem und englischem Blute in Mezöhegyes traten dort in wahrhaft herrlichen Exemplaren auf. Aber auch der alte einheimische ungarische Pferdestamm ist durch sorgfältige Zucht und passende Mischung mit fremdem Blute fortwährend verbessert worden. „Aus diesem Stamme wird der Bedarf unserer ganzen Armee gedeckt, aus ihm kauft Oesterreich, besonders Wien, kaufen Deutschland, Frankreich und Italien jährlich mindestens 8000 Stück. Bei keinem Theile der Viehzucht hat Ungarn mehr Erfolg aufzuweisen, als in der Pferdezucht.“ (Gustav v. Berg.) Bei dem steigenden Bedarfe edler Thiere und dem gleichzeitigen Rückgange der orientalischen Pferdezucht wäre dieser Zweig noch einer großen Ausdehnung fähig, ganz besonders sollte aber auch an starke, tüchtige Arbeitspferde gedacht werden, die heute noch theilweise aus Oldenburg und Hannover bezogen werden. Was die Rindviehzucht angeht, so sind die ungarischen Züchter der Meinung, es sei auch in Zukunft der Zucht des grauen langgehörnten ungarischen Rindes, welchem von den fünf Millionen Rindern Ungarns etwa 80 Procent angehören, der erste Platz einzuräumen. Jedenfalls bleibt hier noch viel zu thun übrig. Daß die Zucht edler Schafe, Dank der überlegenen Colonialconcurrenz, sehr abgenommen hat, ist bekannt, obwohl auf der Ausstellung noch zahlreiche Vließe von bewundernswerther Feinheit und Kraft des Stapels zu sehen waren.

Wie bei der Pferdezucht die Staatsgestüte mit Verbesserungen vorangehen, so ist auf dem weiten Gebiete der ungarischen Landwirth-

schaft fast überall die Hand des Staates zu spüren. Fast möchte man glauben, die ungarische Regierung habe das Beispiel der Gewerbeförderung, das Steinbeiß in Württemberg gab, auf die Landwirthschaft übertragen. Abgesehen von den schon älteren Ackerbauschulen und landwirthschaftlichen Lehranstalten wurden vom Staate fünf Gärtner- und Winzerschulen gegründet und zahlreiche andere unterstützt. An den Lehrerbildungsanstalten sind landwirthschaftliche Lehrcurse eingeführt worden, Musterwirthschaften und Versuchsstationen wurden errichtet, Prämien und Preise ausgeschrieben, Sämereien vertheilt und eine bedeutende Anzahl von Culturingenieuren und Wanderlehrern in Thätigkeit gesetzt. Ein eigener Inspector hat die Einbürgerung entsprechender Molkerei zu pflegen; Andere sorgen für Flachs, Hopfen, Wein, Wiese; besonders in Bezug auf Verbesserung der lange vernachlässigten Wiesen bewährte sich die Heranbildung von Wiesenbaumeistern, wie sie im Siegener Lande in Rheinpreußen schon längst vorkommen; heute, nachdem diese Einrichtung erst seit einigen Jahren besteht, ist die Zahl dieser Beamten, deren Leistung die gar manchen Stuhlrichters und Obergespans weit übertrifft, schon auf das Zehnfache erhöht worden, um der Nachfrage der Landwirthe entsprechen zu können. Nicht Alles, was in dieser Richtung von der Verwaltung begonnen wurde, gedeiht; nach Ansicht von Sachkennern wurde Manches vergriffen, mancher Umweg eingeschlagen; in einem Lande älterer Cultur würde man vielfach andere Mittel gewählt haben — in Ungarn haben jene Maßregeln im Ganzen gut gewirkt, und die Fortschritte sind unverkennbar. Am schwächsten blieben sie bisher auf einem Gebiete, das für Ungarn von höchster Wichtigkeit sein könnte, dem Weinbau. Außer Frankreich giebt es kein Land, von der Natur so für Weinbau geeignet, als Ungarn; und wie einst Arkwright, der Erfinder der Spinnmaschine, in genialer Erkenntniß der weittragenden Folgen seiner Arbeit die Aeußerung that: „Ich allein werde die englische Staatsschuld bezahlen" — so könnte gar wohl gesagt werden, daß derjenige Mann, der die Weincultur in Ungarn auf die rechten Füße stellt, dem Wohlstande und den Finanzen seines Landes die allerwirksamste Hilfe zuführt. Leider hat sich dieser Mann noch nicht gefunden.

Auf unserem raschen Gange wenden wir uns nun zu einer kurzen Betrachtung der gewerblichen Industrie. Im Ganzen kann man hier die Eisenindustrie, den Maschinenbau, die Porzellan- und Majolika-Industrie als in guter und hoffnungsvoller Entwickelung befindlich bezeichnen. Auf der Höhe stehen die Erzeugnisse der schon genannten Etablissements von

Ganz (eines Schweizers) und von Schlick (eines Schlesiers); ähnliche Ausstellungsstücke zeigten die Ausgeglichenheit der weltmarktfähigen Waare. Die Eisenindustrie würde zwar im freien Verkehr vor der englischen und reichsdeutschen die Segel streichen müssen, doch hält sie der österreichischen die Stange; und wenn sie auch in manchen ihrer Theile lediglich Staatsindustrie ist und sich auf Staatsbestellungen stützt, so bestehen doch auch einige große und leistungsfähige Privatfirmen (z. B. des Grafen Emanuel Andrassy), deren Erzeugnisse sogar bis nach Steiermark und Kärnten hinein verkauft werden. Großes und gerechtes Aufsehen erregten die Dampfpflüge des Erzherzogs Albrecht. Wenn auch kein eigentlich ungarisches Fabricat, so sind sie doch für ungarische Verhältnisse berechnet. Sie heischen die mächtigen Fluren und Gewanne des ungarischen Großgrundbesitzes und bedingen, da sie bis zu 15 Zoll in die Erde einschneiden, den tiefgründigen Boden Niederungarns. Der oberste Leiter der erzherzoglichen Güter, Herr v. Jesse, hat diese Ungeheuer, die im Vergleich mit dem englischen Vorbilde manche Verbesserung aufweisen und bedeutend billiger zu stehen kommen, nach der unteren Donau verpflanzt. Sonst liefert England noch immer das Gros der landwirthschaftlichen Maschinen, zumal die starke Firma Clayton & Shuttleworth, von deren Trägern der eine ein Schiffscapitän, der andere ein gewöhnlicher Arbeiter gewesen ist, die also jedenfalls ohne „Befähigungsnachweis“ ihren Weg gefunden haben!

Am schwächsten ist Ungarn in der Gewebeindustrie; jedoch die Kronstädter Weber und die Pester Blaudruckfabriken leisten Gutes, dagegen sind die Versuche mit Einbürgerung von Baumwollspinnereien zunächst gescheitert. Erwähnung verdienen als gutentwickelte ungarische Specialitäten die Arbeiten in Opalschmuck, Silberfiligran, Pelzkleidern, Sätteln und Pferdegeschirren. Geradezu verblüffend aber wirkten auf der Ausstellung die Majoliken der Firma Szolnay in Fünfkirchen, deren Vasen, Teller, Flaschen, Tafelaufsätze eine Grazie und Kühnheit der Form und der Farbe zeigten, welche in gleichem Maße auf dem Gebiete der Weltindustrie kaum mehr vorkommt. Erst einige Jahre ist es her, daß bei Jakob v. Falke, jetzt Director des Wiener Museums für Kunst und Industrie, zwei junge Ungarinnen erschienen, dessen Rath erbittend. Sie hatten ihren Vater verloren; derselbe hinterließ ihnen eine kleine, in wenig gutem Zustande befindliche Fayencefabrik, und es trat an die jungen Damen die Frage heran, ob sie einen Versuch mit dem Weiterbetrieb des Etablissements machen sollten oder nicht. Im österreichischen Museum wurde nun zuerst das der Fabrik zur Verfügung

stehende Rohmaterial geprüft. Man fand es von vorzüglicher Güte. Hierdurch, sowie durch Falke's Rath ermuthigt, entschloß sich Eine der beiden jungen Damen, gleich in Wien zu bleiben und durch Ausbildung im Zeichnen, Malen und Componiren die Befähigung zu selbstständiger Leitung der Fabrik sich anzueignen. Alles gelang über Erwarten. Das Glück war den Tapferen hold. Aus der dürftigen Fabrik sind großartige Anlagen geworden, die etwa 1000 Arbeiter beschäftigen, der Nachfrage kaum genügen können und ihre Erzeugnisse nach dem Deutschen Reich, nach Frankreich, besonders aber nach England und Amerika versenden.

Die volksthümlichen magyarischen Motive, die Tulpe, der Hahn, der Hahnenkamm, die sich in wundervollem Schmelz nicht selten auf den Arbeiten der erwähnten Fünfkirchener Fabrik finden, führen uns zu der Bemerkung, daß ein fachmännisches Studium der Ornamente zu den interessantesten Seiten der Pester Ausstellung gehörte. Der Nichtkenner muß sich hier mit Wenigem bescheiden. Die Hausindustrie der Slavonier, Kroaten und Slovaken, ferner der Siebenbürger Sachsen und Zipser, dann der Magyaren (Székler), sowie endlich der Rumänen, bot ein so farbenreiches, anregendes Bild, wie ein gleiches noch kaum jemals auf einer Ausstellung zu sehen war. Teppiche, Taschen, Schürzen, Mäntel, Decken, geschnitzte Kürbisflaschen, Truhen und mannigfaltiger Hausrath mit schönen und eigenthümlichen Farben, Mustern und Verzierungen! „Quod petis hic est!" schien diese Sammlung unseren kunstindustriellen Bestrebungen zu verkünden. Aber wer da glaubt, daß die Naturvölker der Balkanhalbinsel in ihrem dunkeln Drange jene anmuthige Schönheitsgallerie geschaffen hätten, würde doch fehl gehen, sondern, wie auch sonst schon bemerkt, haben wir einen Niederschlag aus der byzantinischen Zeit vor uns, da Constantinopel nicht nur die einzige Großstadt Europas, sondern auch die mächtigste Industriestadt gewesen ist, welche bis tief in's Abendland hinein den Geschmack dictirte, dessen Formen sie von Tyrus, Sidon, Alexandrien, Athen, ja auch von Babylon und Ninive übernommen hatte. So ist denn der größte Theil der Ornamente, die in Pest, zumal bei slavonischen und bosnischen Artikeln, von äußerster Zierlichkeit waren, die Erbschaft einer asiatischen Culturperiode, die auf einem größeren Gebiete und weit intensiver herrschte, als heute die französisch-englische Mode! Es ist aber überdies klar, daß die pannonischen Völkerschaften, die Magyaren, Sachsen, Rumänen und Serben, welche noch, wie ihre Hausindustrie zeigt, von den Ueberlieferungen jener großen Periode zehren, auch für die moderne

Kunstindustrie, die ja so vielfach an altasiatische Stylformen anknüpft, eine hervorragende Eignung mitbringen.

In eine ganz eigenthümliche, uns näher stehende Welt führten uns die Holzbauten der Pester Firmen Gregersen und Neuschloß. Sie lehnten sich ganz an die merkwürdigen Holzkirchen, die sich in Skandinavien und in Ungarn finden und in neuester Zeit als von Germanen nach Ungarn gebracht erkannt wurden. Sie bestehen aus einem hohen Mittelraume, einer Art Atrium, das die ganze Höhe des Thurmes bis zum Giebel einnimmt. An diese hohe Halle schließen sich in den verschiedenen Stockwerken, seitlich eingebaut oder auf Gallerien nach außen angebracht, zahlreiche Nebenräume an, die sich alle nach dem Atrium öffnen und von dort auf Holztreppen und vermittelst Gallerien ihren Zugang haben. Zahlreiche Giebel und Seitenthürme geben dem Gebäude ein phantastisches Aussehen; gleichzeitig aber kann der das Ganze tragende Hauptthurm auch als Befestigung dienen, wie denn die in der Militärgrenze üblichen Tschardaken sachlich und sprachlich aus solchen germanischen „Wehrthürmen" oder „Währdächern" entstanden sein mögen. Wahrscheinlich sind von gothischen Stämmen diese hochinteressanten Bauten aus Skandinavien nach Ungarn und den südslavischen Ländern gebracht, und sie tragen so sehr den deutschen Stempel, daß die vom unlängst verstorbenen Professor Ludwig Richter in Dresden auf seinen gemüthvollen Zeichnungen dargestellten Burgen gar oft an diese „Holzkirchen" erinnern, obwohl Richter die letzteren schwerlich gekannt hat. Demselben nordischen Culturkreis scheint auch ein hölzernes Thürschloß anzugehören, das in der Forsthalle der Ausstellung zu sehen war. Ich ward von Herrn Oberregierungsrath v. Thile aus Berlin auf dasselbe aufmerksam gemacht, welcher versicherte, solche Schlösser an alten Jagdhäusern in der Marmaros, dem nordöstlichsten Winkel Ungarns, angetroffen zu haben. Und gerade durch die Marmaros führte eine Hauptstraße zwischen der Ostsee und den unteren Donauländern, wie denn noch König Karl XII. bei seinem berühmten Ritte von Bender nach Stockholm durch die Marmaros seinen Weg nahm. In den Zeiten der Völkerwanderung mögen Gothen und Gepiden hier nach Pannonien durchgezogen sein und zur Besetzung der Pässe Ansiedler zurückgelassen haben, deren Spuren heute noch nachwirken. Zu ihnen gehören vielleicht auch jene merkwürdigen Schlösser, die ganz auf dem Grundsatze unserer modernen Schubschlösser beruhen. Eine Anzahl gleichlaufend liegender Stäbe oder Zungen wird durch den Schlüssel zuerst gehoben und dann zurückgeschoben, und die Sicherheit wird dadurch erzielt, daß der Schlüssel

Zähne hat, die genau gewissen Einschnitten an den erwähnten Stäben im Innern des Schlosses entsprechen müssen. So wäre denn das beste Schloß, das jetzt bei den Cassenschränken unserer Banken in Uebung steht, eine alte Erfindung, und, wie die Wehrthürme, würde auch dies Schloß einen Blick gestatten in eine uralte Cultur, die das oft übersehene (weil vergängliche) Holz an die Seite von Stein, Bronze und Eisen stellt und der Beachtung der fachlichen Forschung umsomehr empfohlen sein mag, als Alles dafür spricht, daß wir es hier mit echt germanischen Werken zu thun haben.

Im Uebrigen fand das deutsche Gefühl wenig Anregung auf der Pester Landesausstellung. Einsichtige Magyaren müssen sich selbst sagen, daß das absichtliche Vermeiden der deutschen Sprache bei Aufschriften u. s. w. in einem allzu starken Gegensatze stand zu den breiten Strömen deutscher Bildung und treuer deutscher Mitarbeiterschaft, welchen der größere Theil der feineren Ausstellungsproducte entsprossen war! Ich bin indes zu tief durchdrungen von der absoluten Nothwendigkeit des Zusammengehens von Magyaren und Deutschen, um bei diesem unerfreulichen Gegenstande länger zu verweilen.

Die Pester Ausstellung war ein im Ganzen recht gelungenes Werk und macht ihren Veranstaltern und Leitern alle Ehre. Unter den Letzteren gebührt nach allgemeinem Urtheile dem Grafen E. Zichy und besonders dem Staatssecretär v. Matlekovics die Palme und es ist ein keineswegs bedeutungsloses Zusammentreffen, daß derselbe Mann, welcher vor Jahren (1877) die Handelspolitik der Monarchie in einem hervorragenden Werke wissenschaftlich darstellte und seine engere Heimat regelmäßig bei zollpolitischen Verhandlungen vertrat, nun auch berufen war, die erste Probe auf seine Handelspolitik abzuhalten.

Im Gegensatze zu mancher früher gehegten Befürchtung hat die Pester Ausstellung den Beweis geliefert, daß eine Industrie in Ungarn ohne Zollschutz gegen die österreichische Reichshälfte sehr wohl möglich ist. Die Productionsbedingungen in der ungarischen und österreichischen Reichshälfte sind keineswegs so verschieden, um einen Ausgleichszoll erforderlich zu machen. In einem getrennten ungarischen Zollgebiete, das mag zugestanden werden, würde die Industrie vielleicht üppiger emporschießen, allein ob auch naturgemäßer und gesünder, das ist sehr die Frage. Und was die ungarische Textilindustrie allenfalls dabei gewänne, würde die ungarische Landwirthschaft, die in Oesterreich ihren besten Abnehmer besitzt, durch die österreichischen Zölle sicher verlieren. Ueberdies schöpft Ungarn, wie wiederum die Ausstellung gezeigt hat,

reichlich aus den Erfahrungen, den Fertigkeiten, dem geschulten Arbeitsmaterial und theilweise aus dem Capitale der diesseitigen Reichshälfte, ein Vorgang, welcher naturgemäß die Tendenz eines stetigen Wachsthumes in sich trägt. Bei der jetzigen Einheit des Zollgebietes finden daher beide Theile im Ganzen ihre Rechnung, wie auch in jüngster Zeit die Staatsmänner Ungarns immer unumwundener anerkennen, und es wäre daher, um die in jedem zehnten Jahre eintretenden Beunruhigungen zu vermeiden, der Abschluß des Zollbündnisses beider Reichshälften auf lange Perioden ins Auge zu fassen.

Bei der gewaltigen Concurrenz in Getreide, bei dem Preisabschlage und dem Rückgange des Exportes ist Ungarn berufen, mit Festhaltung des österreichischen Marktes, seinen inneren Markt durch Entwickelung der einheimischen Industrie zu stärken, und die österreichische Industrie, weit entfernt, ihm diese Fortschritte zu mißgönnen, bietet dazu die Hand, weil sie ihre etwaigen Einbußen durch die mit der Zunahme der ungarischen Industrie erfolgende innere Einigung und Gemeinsamkeit der handelspolitischen Tendenzen reichlich zu decken hofft!

Aber auch Gründe der auswärtigen Politik weisen auf eine sorgsame Pflege der industriellen Interessen in Ungarn hin. Als bloßes Rohproductionsgebiet wäre Ungarn nur der Concurrent der Balkanstaaten, und das handelspolitische Mitwerben, das zeigt die Erfahrung, hat leicht auch politisches Mitwerben, Mißstimmung und Interessenkampf zur Folge. Nur die Industrie schafft concurrenzfreie, ja auf Ergänzung und Annäherung bedachte Beziehungen zu der Balkanhalbinsel, und die kräftige Entfaltung dieser Beziehungen bildet daher ein Interesse ersten Ranges für Ungarn wie für die Gesammtmonarchie.

So sind wir denn wieder zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurückgekehrt. Der Verfasser dieser Zeilen hat Ungarn auf mehrfachen Reisen besucht; er war dort im Jahre 1849, als noch Ofen in Trümmern lag, Neusatz verödet war, aus Komorn ein kleines Heer von Fieberkranken ausgeführt ward, die Spuren des Bürgerkrieges dem Anblick des „Paradieses", wie schon Otto v. Freysingen Ungarn nannte, zu einem höchst jammervollen machten; er hat dann Ungarn im Jahre 1859 gesehen, als die Folgen des Krieges in Italien die von Bach begonnenen wirthschaftlichen Neubauten zu zersprengen drohten, hat dann die Wiederherstellung des ungarischen Staates seit 1867 miterlebt und ist daher, von Staffel zu Staffel zurückblickend, nicht ganz incompetent zu einem Urtheile über die gewaltige Aenderung, über die unermeßliche Culturarbeit, die sich dort vollzogen hat. Das ist nun in

erster Reihe ein Glück und ein Erfolg für Ungarn, es ist aber auch eine Ermunterung für die benachbarten Länder des Balkans, die sich jetzt, wie Ungarn, aus tausendjährigem Schutte herausarbeiten. Die Ausstellung in Budapest war daher nicht blos eine Rechnungslegung für Ungarn, sondern auch ein Leuchtthurm für die Balkanländer, sie blickte daher aus der Gegenwart hinaus in die Zukunft und bildete einen schönen Ruhepunkt im Triumphzug der freien und bildungsfrohen Arbeit nach dem schwerbeweglichen, so lange Jahrhunderte hindurch in Ketten geschlagenen Südosten.

In diesem Triumphzuge ziehen vielerlei Völker einher, und wenn ein günstiges Geschick den Ungarn dabei eine wichtige Rolle zugedacht, so möge doch nicht vergessen werden, daß die riesige Aufgabe, welche in der Wiederaufrichtung der Balkanhalbinsel liegt, der Leitung durch ein allseitig ausgebildetes, altes Culturvolk nicht entbehren kann und der große Schlachthaufe, welcher, gegenüber nordöstlichen Strebungen, früher oder später mit seiner Arbeit, seinen Capitalien und seiner Zahl die Entscheidung auf Seite des Westens lenken wird, jenseits der ungarischen Grenze hält! Je weiter sich aber der Kampf vertagen läßt, und je länger sich die Vorbereitungen auf friedlichem Wege vollziehen können, um so besser für alle Theile. Daß die Zeit nicht vergeblich verstreicht, dafür spricht die Ausstellung in Budapest. So möge letztere ein Wahrzeichen gewesen sein für den Osten! Der Pfad der Cultur ist oft rauh und mühsam; Umwege und zeitweise Rückfälle sind nicht auszuschließen; im Ganzen bleibt der Fortschritt ununterbrochen. Ueber den endlichen Sieg des Westens kann, wenn nicht nur Muth und Thatkraft, sondern auch Mäßigung und Weisheit die Zügel lenken, kein Zweifel bestehen. In dieser Ueberzeugung wird jeder denkende Besucher der Ausstellung von Budapest befestigt worden sein — das ist ihr wichtigstes Ergebniß.

Die politische Gegnerschaft zwischen Serben und Bulgaren.

Von F. Kanitz.

Der im abgelaufenen Jahre zu offenem Kriege gesteigerte politische Gegensatz zwischen Serben und Bulgaren konnte nur mit der Vergangenheit der Balkanvölker weniger vertraute Kreise überraschen. Intimere Kenner der Ansprüche, welche die verschiedenen südslavischen Stämme erheben, ließen sich niemals durch die bei den gegenseitigen Besuchen ihrer Herrscher gewechselten Ovationen, Trinksprüche u. s. w. über den sie trennenden tiefen Spalt hinwegtäuschen.

Bereits im Jahre 1864, also lange vor dem russisch-türkischen Kriege, betonte ich in der „Oesterreichischen Revue“ im Essay „Bulgarische Fragmente“ den hier berührten Antagonismus, und bei der an gleicher Stelle (Bd. VI, S. 199) schon damals signalisirten Wiedergeburt eines neuen Bulgarenstaates am Balkan sagte ich wörtlich: „Allein mit der Abwerfung der Fremdherrschaft wäre noch lange nicht alles gethan. Im besten Falle, eine Einmischung fremder Mächte beiseite gelassen — obwohl dies nicht denkbar erscheint —, bliebe dann erst die schwierige Feststellung der Grenzen eines selbstständigen Bulgarenreiches gegenüber den serbisch-griechischen Ansprüchen, die Auseinandersetzung mit den auf bulgarischem Territorium angesiedelten Türken und die Ordnung vieler anderer tiefgreifenden Verhältnisse durchzuführen, ehe die Wiederherstellung des Staates „Bulgarien“ eine Wahrheit zu werden vermag.“

Blättern wir in den Annalen zurück, so läßt sich die politische Gegnerschaft zwischen Serben und Bulgaren bis in die Zeit verfolgen,

als die von der Wolga vordringenden turanischen Bulgarenchagane ihr Reich an der unteren Donau auf slavischem Unterbau begründeten.

Nahezu allen thatkräftigeren Herrschern der verschiedenen Dynastien des kriegerischen Bulgarenvolkes erschien nächst der Eroberung Constantinopels jene der serbischen Länder zwischen Adria, Save und Donau als ein Hauptziel ihrer stetigen Heereszüge. Nur selten sehen wir die beiden stammverwandten Völker zu gemeinsamer Abwehr gegen die unausgesetzt sie bedrängenden Byzantiner, Magyaren, Tataren und Osmanen vereinigt.

Schon im elften Jahrhundert mengten sich die mächtig in die Geschicke von Byzanz und der gesammten illyrischen Halbinsel eingreifenden Bulgarenherrscher in die inneren Angelegenheiten des auf föderativer Grundlage beruhenden serbischen Gauverbandes. Der stetig wuchernde Streit zwischen seinen Theilfürsten um die Erlangung der obersten Županenwürde bot ihnen hierzu willkommenen Anlaß. Wohl gelang es den Serben wiederholt, die aufgedrungene Vermittlung kräftig zurückzuweisen. Ihr Großžupan Vlastimir stritt glücklich gegen den Bulgarenkral Presjam (836 bis 839) und sein Sohn Muntimir zwang sogar die unruhigen Nachbarn zu längerem Frieden. Im Caren Simeon, dem Sohne des culturfreundlichen Fürsten Boris, welcher die Bulgaren zur Annahme des Christenthumes bewog, erstand jedoch den Serben ein gefährlicher Gegner. Sein Streben ging dahin, sich der lose verbundenen serbischen Gaue dauernd zu bemächtigen.

Erwünschten Vorwand zum Kriege bot das von dem Serbenfürsten Peter mit Byzanz gegen ihn abgeschlossene Bündniß. Im raschen Siegeszuge bezwang Symeon nahezu das ganze nordöstliche Serbien, und die östlich bis Mesembria am Pontus ziehende bulgarische Reichsgrenze umschloß (917) im Westen die serbischen Landschaften von Priština, Niš, Desnica, Belgrad und Braničevo. Sie umfaßte also das heutige Königreich Serbien mit jenem Theile Altserbiens, der es von Montenegro trennt. Der bulgarische Triumphator schonte anfänglich das serbische Nationalgefühl, indem er Paul, einen Enkel des erwähnten Großžupans Vlastimir, zum Statthalter der eroberten Gebiete ernannte; er entsetzte ihn aber, weil er sich Byzanz zu nähern suchte. Als auch dessen Nachfolger Zacharias, der altserbischen Tradition folgend, eine Fehde zwischen Bulgaren und Byzantinern zur Lockerung seines Vasallenthumes benützen wollte, schritt Car Symeon zu seiner Züchtigung. Die damals (924) von den einbrechenden Bulgaren auf serbischem Boden verübten Grausamkeiten legten den Grund zu der niemals gänzlich verschwundenen

Abneigung zwischen den beiden Nachbarvölkern. Erst am Widerstande des Kroatenkönigs Tomislav brach sich (927) der die Serben decimirende Bulgarensturm. Car Symeon's Macht wuchs derartig, daß, nachdem er Romanus, den Mitregenten des Kaisers Constantin VII., unter Constantinopels Mauern gezwungen hatte, durch Bitten und reiche Geschenke von ihm den Frieden zu erkaufen (924), von Papst Formosus für den Erzbischof von Ohrida die Patriarchenwürde, und für sich den Carentitel erlangte. Er nannte sich fortan „Car der Bulgaren, Serben, Walachen und Selbstherrscher der Griechen".

Während der fortgesetzten Kämpfe zwischen den Griechen und Bulgaren um die Alleinherrschaft über den Norden der thracischen Halbinsel sammelte der serbische Župan Česlav die niedergeworfenen Serben, um vereint mit Kroaten und Magyaren, welche Letzteren schon 892 zum erstenmal als griechische Bundesgenossen in die Vorgänge am Balkan eingriffen, die von dem schwächlichen Peter beherrschten Bulgaren zu bekämpfen. Dies führte aber nur dazu, daß die Serben ihren Herrn wechselten; denn trotz der guten Dienste, welche Česlav den Byzantinern geleistet hatte, mußte er ihre Oberherrlichkeit anerkennen.

Die in der Mitte des zehnten Jahrhunderts bereits scharf hervortretende Spaltung zwischen den Kroaten und Serben, von welchen Erstere mehr zur Papstkirche und zum Occident, Letztere zur Orthodoxie und Byzanz sich neigten, ermöglichte es dem wieder gekräftigten Bulgarenreiche unter Car Stephan Samuel, die serbischen Landschaften erneuert zu unterjochen. Von Ragusa bis Durazzo, tief in die serbischen Županien über Niš bis Belgrad, trug Car Samuel seine siegreichen Waffen, doch dem militärischen Genie stand nicht die höhere Moral und der von politischer Klugheit getragene, das rasch Errungene dauernd organisirende Gedanke zur Seite. Car Samuel durfte sich wohl „Kaiser aller Slaven" nennen, allein sein nur durch materielle Gewalt unverhältnißmäßig ausgedehntes, nicht aber durch die angebahnte Versöhnung der nationalen Gegensätze und gesetzgeberische Kraft befestigtes Reich trug vom Beginne den Keim des Verfalles in sich. Vergebens versuchte Samuel später einzelne der zwecklos gedemüthigten serbischen Župane durch verwandtschaftliche Bande oder politische Zugeständnisse an sein Interesse zu ketten. Nach der Niederwerfung des Bulgarenreiches durch Kaiser Basilios, den „Bulgarentödter" (1013), ward Serbien, gleich Kroatien, eine byzantinische Provinz, deren Statthalter den Titel eines „Protospatarios und Strategen von Serbien und Zahlumje" führte.

Das gemeinsame Unglück schloß nun die beiden südslavischen Hauptstämme auf kurze Zeit fester aneinander. Der serbische Großžupan Stephan Voislav schlug die Griechen wiederholt (1040 bis 1043), und sein Sohn Mihail (1050 bis 1084), der mit Zustimmung des Papstes Gregor VII. den Königstitel angenommen hatte, erwarb sich eine so gefestigte Stellung, daß die von den byzantinischen Statthaltern hart bedrückten Bulgaren seinen Schutz anriefen und dessen Sohn Constantin Bodyn im Jahre 1073 als Caren Peter in Priština zu ihrem Herrscher proclamirten. Sein Versuch, sich in den Besitz der angebotenen Herrschaft zu setzen, scheiterte aber durch seine Niederlage bei Kastoria.

Nahezu gleichzeitig mit dem Niedergange des ersten Bulgarenreiches erhob sich am serbischen Raškaflüßchen eine neue slavische Dynastie, welche bald Byzanz ebenso gefährlich werden sollte, wie einst die gefürchteten Bulgarencaren. Bela Uroš, Großžupan zu Rasa, wurde der Ahnherr des Herrschergeschlechtes der Nemanja, das in einer glänzenden Reihe von Kralen und Caren fortan die Führung der südslavischen Völker mit abwechselndem Glück und Geschick übernahm. Ihre Geschichte trat bald zu jener der Bulgaren in engste Beziehung, ja jene der Letzteren läuft im vierzehnten Jahrhundert nur mehr secundär neben der von Serbien und Byzanz. Der bulgarische Einfluß auf die Geschicke der Balkanländer gelangte nur während der Regierung Kalojan's, des thatkräftigen Bedrängers des lateinischen Kaiserthumes zu Byzanz, und unter Car Joannes Asen II. (1218 bis 1241) nochmals zur früheren Bedeutung.

Wir müssen es uns hier versagen, den höchst interessanten Lebenslauf des ersten großen serbischen Königs Stephan Nemanja zu schildern, seine Beziehungen zu Kaiser Friedrich den Rothbart, den er auf dessen Kreuzzug zu Niš 1179 feierlich empfing, und sein Streben zu beleuchten, sein Land in ein gefestetes Verhältniß zum Deutschen Reiche zu bringen, um so eine mächtige Stütze gegen Byzanz zu gewinnen, da hier nur die serbisch-bulgarischen Gegensätze und ihr Einfluß auf die politische Entwickelung der südslavischen Hauptstaaten in vergangener Zeit charakterisirt werden sollen.

In der folgenden kurzen Epoche von 150 Jahren, welche der türkischen Eroberung der Balkanländer durch den Halbmond vorausging, versuchten es die serbischen Herrscher, im staatlichen Interesse sich wohl manchmal den bulgarischen Fürsten zu nähern. König Vladislav trachtete beispielsweise seine Macht (um 1230) gegen Byzanz durch eine Heirat

mit einer Tochter des Bulgarencaren Joannes Asen II. zu kräftigen; Stephan Uroš I. gab dem Bulgarenfürsten Mihail Asen eine Tochter zur Gemahlin. Allein das Streben der serbischen Regenten, ihre Macht auf Kosten des Griechenreiches auszudehnen, wurde stets durch die in gleicher Richtung sich bewegenden Ansprüche der Bulgarenherrscher gekreuzt, was die politische Freundschaft zwischen beiden Ländern stets wieder beeinträchtigte.

Im Jahre 1253 schloß beispielsweise Mihail Asen mit Ragusa ein gegen seinen Schwiegervater gerichtetes Bündniß, sie versöhnten sich jedoch bald wieder und Uroš trat zu dessen Gunsten gegenüber den Griechen ein. Der Serbencar Stephan Milutin Uroš II. vermählte sich mit einer bulgarischen Prinzessin, was ihn nicht hinderte, den zu Vidin residirenden Fürsten Sišman zu bekriegen und ihm (1292) einen für Serbien sehr vortheilhaften Frieden abzuringen. Der Bulgarenfürst Mihail heiratete eine Schwester des Serbencars Stephan Uroš III. Trotzdem trat bald eine erneute Trennung ihrer gemeinsamen slavischen Interessen ein. Der Streit des älteren und jüngeren Andronikos um den Thron von Byzanz (1321 bis 1328) gab Anlaß zum Ausbruche der Fehde zwischen den bereits verfeindeten Fürsten. Mihail hatte nämlich seine serbische Gemahlin verstoßen und sich aufs Neue mit des jüngeren Andronikos' Tochter verheiratet. Für Letzteren trat Kral Mihail, für dessen Großvater aber Car Uroš ein. Der ältere Andronikos unterlag und wurde von dem siegreichen Prätendenten in ein Kloster verbannt.

Mit dem kaiserlichen Bundesgenossen erklärte nun Car Mihail seinem Schwager den Krieg. Die Griechen sollten aus Macedonien, die Bulgaren über Sophia ins serbische Land einbrechen. Stephan Uroš trat jedoch den Letzteren mit einem erlesenen Heere, in dessen Reihen mehrere Hunderte schwer gepanzerter deutscher Ritter kämpften, unerwartet rasch entgegen. Bei Köstendil, im Quellgebiete der Struma, kam es am 28. Juni 1330 zur Schlacht, in welcher die Serben siegten. Mihail blieb in Folge eines Sturzes vom Pferde und auf den erledigten bulgarischen Thron setzte der Serbencar seine Schwester Neda (Anna), die vertriebene Gattin des gefallenen Krals, als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Sišman II. Im nächsten Jahre zog Uroš gegen den jungen Andronikos und eroberte ganz Macedonien. Den zum Statthalter der neugewonnenen Provinz ernannten Thronfolger Dušan verheiratete der Car mit der bulgarischen Prinzessin Helena.

Bald unzufrieden mit dem serbischen Frauenregiment, dem der Verlust des Pontusgebietes bei Mesembria zugeschrieben wurde, ver-

jagten die Bojaren die Carin Anna mit ihrem Sohne und setzten an deren Stelle des gefallenen Caren Mihail's Neffen Joannes Alexander (1331 bis 1365), den Schwager des gleichzeitig zur Regierung gelangten Serbencars Dušan.

Car Joannes Alexander fand in dem stammverwandten, sein politisches Gewicht im Südosten Europas immer mehr geltend machenden Serbenstaate für kurze Zeit eine kräftige Stütze gegen die magyarisch-byzantinischen Ansprüche. Dreizehn Feldzüge führte Car Dušan gegen Byzanz. Unter Constantinopels Mauern zwang er den in Thessalonik eingeschlossenen Andronikos, um Frieden zu bitten. Dieser machte den Serbencar zum Herrn des größten Theiles von Macedonien, Thracien, Albanien und Thessalien. Auch Bulgarien erkannte seine Oberhoheit an, das schon im Frieden von Rosakastron (1333) die subhämischen Seestädte mit dem Gebiete von Aitos und später die südlichen Balkangebiete mit Philippopel, Stanimakos und anderen Städten von Byzanz zurückerhalten hatte.

Die herannahenden Schrecken der türkischen Waffen führten 1342 zu einem kurzen Freundschaftsbunde zwischen Kantakuzenos und Car Dušan, das auch den Bulgaren zu statten kam. Zu verschieden waren jedoch die Interessen der neuen Verbündeten, zu tiefgewurzelt die alten Traditionen, als daß diese Waffenbrüderschaft lange hätte andauern können. Bald gelangte wieder bei Dušan der Haß gegen alles Griechenthum und gegen Byzanz zum Durchbruche, das der Ausbreitung des Serbenreiches bis Constantinopel und ans Meer entgegenstand. Im folgenden Kriege, welchen Kantakuzenos mit Hülfe der Türken siegreich gegen Dušan führte (1344), fochten die Bulgaren an des Letzteren Seite. Nach dem Rückzuge Omarbeg's nach Asien eroberte Dušan wieder ganz Macedonien (1346) und im fortgesetzten Kampfe (1347) sehen wir den Bulgarenfürsten Joannes Alexander gleichfalls mit dem Serbencaren verbündet. Seine Kriege mit Byzanz dauerten mit wechselndem Erfolge bis 1350 fort. Gleichzeitig hatte Dušan den Einbruch des von Ungarn unterstützten bosnischen Bans abzuwehren. Dušan rächte den Friedensbruch, indem er den größten Theil Bosniens und des südlichen Dalmatiens seinem Reiche einverleibte. Das für seine eigenen dalmatinischen Besitzungen fürchtende Venedig vermittelte den Frieden zwischen den kriegführenden Mächten (1349). Car Dušan hatte den Serbenstaat zu solch' glänzender Stellung erhoben, daß er ein Jahr später bei König Johann von Frankreich um eine Prinzessin für seinen 1346 zum Kral erhobenen Thronfolger Uroš werben ließ.

Das Serbenreich stand damals im Zenithe seiner Macht; doch die fortgesetzte Gegnerschaft des beharrlichen Kantakuzenos ließ es nicht zu dauernder Erstarkung gelangen.

Bedrängt durch das dreifache Bündniß zwischen Dušan, dem Gegenkaiser Joannes V. und dem Bulgarenfürsten Alexander rief Kantakuzenos die Hilfe Orchan's, des Osmanenfürsten von Bythinien, an, dem er, um ihn an seine Interessen zu fesseln, schon 1346 seine Tochter Theodora vermählt hatte. Gemeinschaftlich mit den türkischen Hülfstruppen, welche das thracische Bulgarien verwüsteten, schlug er die Verbündeten bei Dymotikon (1352). Im selben Jahre wurde der Streit zwischen Dušan und Byzanz noch geschärft durch die Beschlüsse der griechisch-bulgarischen Synode zu Seres. Sie brachten dem Serbenreiche den Bannstrahl des Patriarchen Kallistos. Diesen Schimpf, verstärkt durch die ihm gleichzeitig zugemuthete Ablegung des Kaisertitels und Herausgabe Macedoniens, vermochte Dušan nicht sofort zu rächen. Er mußte sich vorerst gegen Ungarn wenden, das die Zeit gekommen wähnte, Bosnien sich vollends einzuverleiben. Durch Venedigs Vermittlung, welches das Vordringen Ludwig's des Großen nach der Adria mißgünstig betrachtete, gelang es Dušan, die Gefahr von dieser Seite zu beschwören, er gewann sogar das verlorene Belgrad mit seinem Gebiete zurück (1352).

Das abermalige Erscheinen der Türken in Europa, welche sich 1353 des Hellespontschlüssels Galipoli bemächtigt hatten, rief nochmals Dušan's ganze Thatkraft auf. Er gedachte die asiatischen Eindringlinge zu vertreiben und sich selbst auf den Thron des 1354 abgetretenen Kantakuzenos und der von Venedig protegirten Paläologen zu setzen. An der Spitze eines mächtigen Heeres nach Constantinopel ziehend, vereitelte der plötzliche Tod des Serbencaren am 20. December 1355 dessen kühne Entwürfe.

Leider vermochte Car Dušan, dieser mächtigste Serbenfürst, nicht seinen kräftigen Geist auf dessen Nachfolger Uroš zu vererben. Auch die bulgarische Dynastie besaß keinen Sprossen, der befähigt gewesen wäre, den mit furchtbarer Raschheit über Europas Südosten sich ausbreitenden Osmanen Schach zu bieten. Serbien und Bulgarien zerfielen in ohnmächtige, von ehrgeizigen Vojvoden regierte Gauschaften. Das byzantinische Reich war unter den schwächlichen Paläologen selbst zu zerrüttet, um aus diesen feudalen Wirren in den slavischen Staaten größeren Gewinn ziehen zu können. Ungarn benützte Serbiens Niedergang und bemächtigte sich Belgrads; Tvrdko von Bosnien folgte

diesem Beispiele und nahm Dalmatien, Trebinje und die Grafschaft Užice. Den aufstrebenden Osmanensultanen fiel jedoch der reichste Theil der Beute zu. Selbst das stolze Albanien zitterte vor ihnen und neben Tvrdko, dem Fürsten Bosniens, behauptete sich nur noch Knes Lazar als Fürst von Oberserbien.

Nachdem der letzte Bulgarencar Šišman bei Sophia von den Türken besiegt und ihr Vasall geworden war (1382), wandte sich Sultan Murad gegen Lazar, der mit Tvrdko von Bosnien sich bei Pločnik an der Toplica vermessen hatte, den Siegeslauf des Halbmondes zu dämmen. Lazar erkannte den Ernst der Lage. Er warb nach allen Seiten um Bundesgenossen und vereinigte die Reste der bulgarischen Streiter mit den bosnisch-albanesischen Zuzügen und seinem eigenen erlesenen Heere. Auf dem Kosovo polje, am St. Veitstage 1389, fielen die Würfel zwischen Kreuz und Halbmond. Sie entschieden gegen die Völker am Balkan.

Die Vorgänge, von welchen die Katastrophe auf dem Amselfelde begleitet war, der mystische Schmuck, mit dem die türkisch-serbische Tradition den Tod der beiden Führer, des gefallenen Serbencaren Lazar und des von dem heldenmüthigen Serbenjünglinge Miloš Obilić im Momente des Triumphes erstochenen Sultans Murad umkleidete, findet man in meinem „Serbien“ (S. 250) geschildert.

Der von Bajazid, Murad's großem Sohne, mit außerordentlicher Thatkraft verfolgte entscheidende Sieg auf dem Kosovo polje bereitete der alten, in jüngster Zeit wieder aufgelebten politischen Eifersucht zwischen Serben und Bulgaren — eine warnende Mahnung für beide Völker — für Jahrhunderte ein trauriges Ende!

Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel.

Von Karl Keleti.

(Einleitung.)

An der Südostgrenze Ungarns beginnt das Balkangebiet. Einen Theil desselben bilden die occupirten Provinzen: Herzegowina und Bosnien.

So viele Gegner dieses Unternehmen zur Zeit der Occupation auch haben mochte, heute werden wohl wenige denkende Männer sich der Zweckmäßigkeit derselben verschließen können. Wir wollen den politischen Charakter der Frage gänzlich beiseite lassen, obwohl auch hier die gesunde Conception derselben kaum geleugnet werden dürfte, und nur die nationalökonomische Bedeutung demonstriren, welche die Balkanhalbinsel für uns besitzt.

Immer mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß die Staaten an unserer Südostgrenze: Serbien, Rumänien, der sich südlich davon erstreckende bulgarische Staat, sowie die noch in türkischem Besitze verbliebenen Provinzen von unmittelbarer Wichtigkeit für die Interessen des Gewerbes und des Handels der Monarchie, namentlich für jene Ungarns, sind.

Wenn auch Rumänien mit einem Flächenmaße von 129.947 km^2 und 5,376.000 Einwohnern kaum zu den Staaten der Balkanhalbinsel gezählt werden kann und sich mehr nur mit der im Berliner Friedensschluß (1878) gewonnenen oder vielmehr gegen Bessarabien eingetauschten Dobrudscha an dieselbe lehnt, so gehört es doch in handelspolitischer Beziehung unzweifelbar jenem Gebiete an, welches wir hier zu besprechen versuchen.

Gleich Rumänien ein unabhängiges Königreich und unmittelbarer Nachbarstaat Ungarns, reiht sich an dasselbe Serbien mit einem Flächenraume von 48.657 km^2 und einer Einwohnerzahl von 1,874.000 Seelen.

Ob die Zwitterstellung Ostrumeliens nach dem letzten serbisch-bulgarischen Kampfe definitiv aufgehoben werden und dasselbe sich mit seinem Mutterlande zu einem bulgarischen Staate herausbilden wird? Wer vermag dies heute schon zu bestimmen? Thatsache ist, daß es gegenwärtig vom Fürsten Alexander von Bulgarien regiert wird und mit dem bereits unabhängigen Bulgarien zusammen 99.766 km^2 umfaßt und eine Einwohnerzahl von 2,823.000 Seelen beherbergt.

Weniger interessirt uns Montenegro mit seinem durch den Berliner Friedensschluß zwar vergrößerten, aber noch immer geringen Flächeninhalte von 9475 km^2 und seiner wenig consumirenden Bevölkerung von kaum 286.000 Einwohnern.

Auch Griechenland dürfen wir von unserer Studie unberührt lassen. Dies motivirt nicht nur die noch ungeklärte politische Lage dieses in Waffen stehenden, zum Losschlagen gegen die Türkei aber kaum bereiten kleinen Königreiches, sondern auch dessen maritime Lage, wonach es mit seinen vielen Inseln und Buchten eher in den Bereich der internationalen Handelssphäre als in jenen unserer Monarchie fällt.

Es blieben sonach noch die unter türkischer Herrschaft stehenden Provinzen, welche, nachdem ein Theil des Epirus und Thessaliens zur Vergrößerung Griechenlands dienen mußte, den südlichen Theil Thraciens und die Hälfte Macedoniens, den größeren Theil Albaniens, den westlichen Theil des Epirus und einen kleinen Bruchtheil Thessaliens, Kreta und mehrere kleine Inseln umfassen. Das ganze hier erwähnte, noch türkisch gebliebene Gebiet in Europa erstreckt sich auf 163.439 km^2 und zählt circa 4,500.000 Einwohner. Von denselben entfallen jedoch nur 42·3 Procent auf Mohammedaner, 1 Procent auf Juden und 56·7 Procent auf Christen, so daß auch im noch türkischen Gebiete die Bekenner der christlichen Kirche in absoluter Majorität sind.

Je mehr die nach und nach selbstständig gewordenen Staaten, namentlich die Königreiche Serbien und Rumänien, ja selbst Bulgarien, den westeuropäischen Verhältnissen sich anschließen, im Besitze mehr oder weniger freisinniger Constitutionen sich befinden und in administrativer Beziehung wenigstens äußerlich fortschrittliche Formen aufweisen, desto greller stechen die Verhältnisse der alttürkischen Provinzen von europäischen Begriffen ab.

Die türkische Herrschaft ist eine absolut-autokrate. Die höchste politische Gewalt vereinigt sich in der Person des Sultans, der als Chalife zugleich die höchste kirchliche Gewalt nicht nur repräsentirt, sondern auch thatsächlich ausübt. Wenn auch die stellvertretende Ausübung dieser Macht in den Händen der Paschas, der Bestellten des Sultans, sich oft bis zur Härte, ja Grausamkeit steigerte, so berührte sie dennoch wenig das innerste Wesen der Untergebenen. Die allgemeine Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegenüber allen fremden Bekenntnissen, ließ der Autonomie der einzelnen Religionen und Nationalitäten freieren Spielraum, als in manchen westeuropäischen Staaten. Deshalb haben die vielen Volksstämme, welche sich auf der Balkanhalbinsel seit der Völkerwanderung herumtrieben und zum Theil schon unter der Römerherrschaft bestanden, nur in geringem Maße sich verändert. Sie behielten ihre Gewohnheiten, Sprache, Religion und Sitten bei und — da die gemeinsame Unterdrückung das einzige Band ihrer Gemeinschaft war — ist es leicht begreiflich, daß einzelne kräftigere Volksstämme im Bewußtsein ihrer Elasticität bei dem Niedergange der Türkenmacht leicht und in verhältnißmäßig kurzer Zeit fähig wurden, das Joch abzuschütteln und kleinere selbstständige Staaten zu gründen. Dieses Frei- und Selbstständigwerden wurde noch dadurch erleichtert, daß wenigstens einzelne dieser Volksstämme und Nationaliäten, oder wenigstens einzelne Glieder derselben, einen gewissen Begriff europäischer Civilisation besaßen und schon in Folge ihres christlichen Bekenntnisses auch einer gewissen Unterstützung seitens Europas theilhaftig wurden.

Der Türke kennt nämlich blos den Koran und betrachtet denselben nicht blos als Quelle der Religion, sondern selbst als bürgerliches Gesetz, ja als Wissenschaft und hält Diejenigen für Gelehrte, die darin bewandert sind (Ulema). Diese versehen dann im Namen des Sultans sowohl die richterlichen als geistlichen Agenden. Obwohl es unter denselben verschiedene Rangstufen giebt, als obere und untere Richter (Mollah und Kadi), Glaubenslehrer (Schriftgelehrte [Mufti]) und Lehrer (Muderis), so hat sich in der Türkei eine Geburts- oder Besitzaristokratie im europäischen Sinne nicht herausgebildet. Jeder, selbst der freigewordene Sklave, kann es zu den höchsten weltlichen oder militärischen Ehren bringen, wenn ihm das Glück lächelt. Uebrigens ist die gesammte Bildung ziemlich gering und sind in derselben die Christen, namentlich Griechen und Bulgaren, den Mohammedanern überlegen. Sie haben zahlreichere und bessere Schulen, von denen manche ganz in westeuropäischem Geiste geleitet werden, während Letztere,

obwohl beinahe neben jeder Moschee eine türkische Schule besteht, es kaum über das Erlernen einiger Koransprüche bringen, da Lesen und Schreiben nur nothdürftig gelehrt wird und die Mädchen namentlich beinahe gar keiner Bildung theilhaftig werden.

Wohl giebt es, namentlich in wohlhabenderen mohammedanischen Kreisen, Einzelne, die ihre Söhne in europäischen Anstalten erziehen lassen, wodurch sich dieselben eine gewisse höhere Bildung aneignen. Doch ist nicht nur deren Zahl zu gering, sondern auch die errungene Bildung mehr nur eine äußerliche. In keinem Falle ist jedoch dieses Element stark genug zur Regenerirung der vielfach morschen türkischen Zustände, oder zur Civilisirung der türkisch verbliebenen Provinzen im europäischen Sinne.

Die nationalökonomischen Verhältnisse des Türkenreiches sind zur Zeit wenig befriedigend. Die Production ist selbst in Anbetracht des primitiven landwirthschaftlichen Betriebes eine verhältnißmäßig geringe. Der Handel ist zwar ein lebhafter, doch wirken die desolaten finanziellen Verhältnisse des Landes auch auf diesen zurück.

Und doch können diese Landestheile nur durch die Verbesserung ihres volkswirthschaftlichen Zustandes gehoben werden. Da hierzu die Mittel der Länder selbst nicht ausreichen, ist das Ausland mit interessirt. Zu diesem Auslande gehören jedoch, wegen der großentheils maritimen Lage der Halbinsel, beinahe alle europäischen Staaten; in erster Reihe natürlich unsere Monarchie, theilweise als Nachbarstaat, theilweise jedoch — in Folge der Occupation Bosniens und der Herzegowina — als Machtgenosse auf der Balkanhalbinsel.

In dem Verhältnisse, als europäisches Capital sich der Hebung der Naturschätze dieser Länder und Provinzen zuwendet, in demselben Verhältnisse hebt sich deren Werthproduction und Tauschkraft, in demselben Verhältnisse aber auch ihr Verkehrswerth und macht hierdurch die Handelsverbindungen mit ihnen begehrenswerther, sichert aber auch die endliche Realisirung der hierauf verwendeten Opfer.

Groß sind diese bisher unsererseits gebrachten Opfer wohl kaum zu nennen. Wir begnügten uns, zu wissen, daß ein großer Theil dieser culturfähigen Länder und Völker in unmittelbarer Nähe unserer Grenzen liegt und wohnt und dazu prädestinirt zu sein scheint, der unmittelbarste Consument unserer Industrieproducte zu werden, während wir den Verkehr mit ihren zum größten Theile aus Rohproducten bestehenden Erzeugnissen zu vermitteln hätten.

Während Deutschland schon vor Jahren ein eigenes Schiff ausrüstete, um Land und Leute der Levante kennen zu lernen, haben wir

die Vortheile unserer unmittelbaren Nachbarschaft nur wenig ausgenützt und können überzeugt sein, bei jedem Schritte auf dortigem Gebiete fremder europäischer Concurrenz zu begegnen.

Bisher haben Frankreich und noch mehr England die ferner liegenden Gebiete der Balkanhalbinsel mit den Industrieerzeugnissen der europäischen Cultur versehen und sind mit denselben theils vom Schwarzen Meere aus durch die Mündungen unserer eigenen Donau, theils über die vom Meere aus gegen das Innere des Landes erbauten Eisenbahnen bis hart an unsere Grenze vorgedrungen. Unsere Bahnen ermangeln hingegen noch immer der Anschlüsse nach dem Süden und Südosten, und auf der Donau bilden die Felsenriffe des Eisernen Thores seit alten Zeiten ein kaum überwindbares Hinderniß zur besseren Ausnützung unseres Stromgebietes.

Gegenwärtig beginnt eine Besserung dieser Verhältnisse, aber gleichzeitig reiht sich an die franco-englische Concurrenz die neuerstarkte Industrie Deutschlands und erobert sich auf der Balkanhalbinsel ein immer größeres Absatzgebiet.

In Deutschland bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die natürlichen Verkehrswege in das Aegäische und Schwarze Meer in erster Linie nicht über Hamburg und England, sondern über Oesterreich-Ungarn führen. Jede Verzögerung im Anschlusse der türkischen Bahnen an jene Oesterreich-Ungarns wird in unserem großen westlichen Nachbarreiche als ein Hemmniß der Entwickelung deutscher Industrie und als Schädigung deutscher wirthschaftlicher und nationaler Interessen betrachtet.

So bereitet sich deutsche Industrie und Cultur zur Concurrenz vor auf einem Gebiete, welches wir handelspolitisch noch gar nicht erobert haben, welches jedoch volkswirthschaftlich unleugbar in unsere Interessensphäre fällt.

Dieser Sachlage gegenüber tritt an Oesterreich und Ungarn schon aus Gründen der politischen Stellung unserer Monarchie die gebieterische Nothwendigkeit heran, mit größerer Energie wie bisher den Concurrenzkampf auf der Balkanhalbinsel mit jenem Theile des europäischen Westens aufzunehmen, welcher nach Osten schon eingedrungen und dort auf unsere Kosten weitere volkswirthschaftliche Eroberungen zu machen gewillt ist.

Unser gewerblicher Unterricht.

Von B. Bucher.

Kaum zwei Jahrzehnte sind verflossen, seitdem eine Neugestaltung des (um nicht zu sagen: überhaupt die Einrichtung eines) gewerblichen Unterrichtes in Oesterreich in Angriff genommen wurde: ein kurzer Zeitraum, aber reich an Versuchen und Programmen, reich an Erfahrungen und durch diese bedingten Wandlungen der Ansichten über das, was anstrebenswerth und was erreichbar sei. Aber wenn auch noch keineswegs eine allgemeine Uebereinstimmung, so wenig über die Ziele wie über die Wege dabei, erreicht worden ist, so läßt sich doch eine gewisse Klärung der Anschauungen über einzelne Punkte von hervorragender Wichtigkeit nicht verkennen, und sie eröffnet die Aussicht auf Verständigung in allem Wesentlichen der Frage, deren hohe Bedeutung für Gegenwart und Zukunft ja heute Niemand mehr unterschätzt. Daher mag ein Rückblick auf deren bisherigen Entwickelungsgang angemessen erscheinen.

Wie bekannt, war es die große Londoner Ausstellung von 1851, welche der Welt über die Verwahrlosung der gewerblichen Kunst in ganz Europa die Augen öffnete, und war es England, welches sofort entschlossen Hand anlegte, um diesem beschämenden Zustande ein Ende zu machen. Daß gerade von diesem Lande die Reformbewegung ausging, ist von bestimmendem Einfluß auf deren Charakter geworden, ein Umstand, welcher vielleicht nicht immer genügende Beachtung gefunden hat. Die Styllosigkeit war nirgends auffälliger als dort, und diese Wahrnehmung konnte kaum überraschen, wenn man sich erinnerte,

welchen Antheil an der Gestaltung des dortigen Kunstlebens von altersher Fremde gehabt haben. Aber die handwerkliche Tüchtigkeit hatte sich ebenda viel besser behauptet als in den meisten Ländern des Continents, nicht weil der englische Gewerbestand um so viel solider und gebildeter gewesen wäre, sondern weil der Consument Solidität der Arbeit verlangte und sie auch angemessen bezahlte. Wir brauchen nicht weit zurückzudenken, um uns zu vergegenwärtigen, in welchem Ansehen aus diesem Grunde überall die englischen Waaren standen und wie oft deutsche und österreichische und andere Fabrikanten sich deshalb englischer Fabrikszeichen bedienten; wie oft ferner gerade die tüchtigsten unserer Handwerker in England Brot gesucht haben. Zu bessern war also vor Allem nach der künstlerischen Seite hin, und zu dem Ende wurden Museen gegründet und mit den reichsten Mitteln ausgestattet, um den Producenten und Consumenten die vorzüglichsten Leistungen früherer Zeiten und der fernen, von der Verflachung und Verwilderung noch unberührten Länder vor Augen zu stellen; wurden durch Schrift und Wort und mit Beziehung auf solche Beispiele die Gesetze des Styls verbreitet; wurde im ganzen Reiche ein den Bedürfnissen des Gewerbes angepaßter Zeichenunterricht eingeführt.

Diese Anstrengungen konnten so bald die günstigsten Erfolge aufweisen, daß man natürlich anderswo die gleichen Uebelstände mit denselben Mitteln zu beheben trachtete. Doch wurde häufig übersehen, daß die Dinge anders lagen als in England: günstiger in Beziehung auf den Geschmack dort, wo natürliches Schönheitsgefühl den Verheerungen der Mode einigermaßen widerstanden hatte; ungünstiger fast überall in Anbetracht der technischen Ausbildung. Denn einseitige Pflege der Malerei, vornehmlich der Staffeleimalerei, allgemeine Gleichgültigkeit gegen die decorativen und Kleinkünste, überstürzte Auflösung der gewerblichen Verbände, welche, so veraltet und verknöchert auch manche ihrer Einrichtungen sein mochten, immerhin für ein gewisses Maß des Könnens bei den nachwachsenden Geschlechtern Gewähr leisteten, und als Nachwirkung der langen verwüstenden Kriege die theils erzwungene, theils grundsätzliche Einschränkung der Bedürfnisse, der Verzicht auf Luxus und Schönheit des Lebens: alles das hatte sich vereinigt, um nicht nur den Sinn für das Schöne, sondern auch für das Tüchtige einzuschläfern, nicht nur eine Menge feinerer Arten der Technik außer Uebung und endlich in Vergessenheit zu bringen, sondern das Handwerk überhaupt herabzudrücken. Dieser Schaden aber drängte sich nicht in gleicher Weise der allgemeinen Wahrnehmung auf, und man konnte

sich umsomehr über denselben hinwegtäuschen, als diejenigen Industriellen, die sofort dem Rufe nach stylgemäßer Gestaltung und Schmückung ihrer Erzeugnisse Folge leisteten, sich die Solidität der Arbeit von jeher zum Gesetze gemacht hatten.

Die Reformatoren setzten also ihre ganze Kraft ein, um das Stylgefühl zu wecken, die Freude an guten Verhältnissen und harmonischen Farbenzusammenstellungen zu beleben, vergessene Künste wieder in Erinnerung zu bringen, der gewerblichen Jugend Gelegenheit zur Ausbildung im Zeichnen, Malen, Modelliren, Componiren u. s. w. zu verschaffen. Die Bewegung war eine im Wesentlichen ästhetische, und wenn eben deswegen die Führer derselben eines Irrthumes zu zeihen sind, so ist es derjenige, welchem Reformatoren von idealer Richtung am leichtesten verfallen: sie setzten als selbstverständlich voraus, daß der schönen Erscheinung der Dinge, welche sie forderten, das Wesen derselben entspreche. In einen schwereren und gefährlicheren Fehler verfielen Diejenigen, welche bemerkten, daß diese Voraussetzung nicht immer zutraf, und daraus folgerten, die Aesthetik kümmere sich nicht um die Technologie, oder sie sei gar ein Hinderniß, eine Gegnerin derselben. Dieses Mißverständniß verschuldete es vornehmlich, daß in gewerblichen Kreisen nicht selten der Aberglaube anzutreffen ist: für ein „Kunstwerk“ seien die Bedingungen der Zweckmäßigkeit und der soliden Arbeit nicht gültig, und daß wieder Andere meinen, wenn sie eben jenen Bedingungen genügen, dann können sie sich über alle Stylvorschriften hinwegsetzen.

Der Gegensatz ist auch im Schulwesen zum Ausdruck gekommen. Man glaubte auf der einen Seite genug zu thun durch Herstellung eines neutralen Bodens, auf welchem Kunst und Gewerbe sich begegnen konnten, oder eines Verbindungsweges aus der Werkstätte in das Kunstmuseum, wie das schon von Staatsmännern der Aufklärungsperiode, einem Kaunitz und Struensee, später auch von Schinkel versucht worden war, während auf der anderen Seite nur technischer Unterricht, mit grundsätzlichem Ausschluß jedes künstlerischen Einflusses, gefordert wurde.

Hier geht nun augenscheinlich eine Annäherung vor sich, und die entgegengesetzten Anschauungen würden wohl schon die rechte Mitte gefunden haben, wenn es nicht so schwer fiele, vorgefaßten Meinungen zu entsagen und Irrthümer offen einzugestehen. Kunst und Technik sind keine Gegensätze; es fällt den Vertretern der künstlerischen Richtung nicht ein, für ihre Principien Einfluß auf das Gesammtgebiet gewerblicher Thätigkeit zu fordern; sie erkennen an, daß das Können die Grundlage der Kunst sein muß, aber darauf allerdings müssen sie bestehen, daß in den

Unterricht angehender Kunsthandwerker nicht unter irgendwelchem Namen oder Vorwande Lehrmeinungen eingeführt werden, welche mit den natürlichen Stylgesetzen in Widerspruch stehen.

Die weitere Frage des Verhältnisses zwischen Schullehre und Werkstattlehre bildet nur einen Ausschnitt aus der großen Unterrichtsfrage, die jetzt alle Welt in Anspruch nimmt. Und gewisse Ausstellungen, welche man endlich sich erlauben darf an dem Unterrichtswesen im Allgemeinen zu machen, ohne deshalb in den Geruch eines Bildungs- und Fortschrittsfeindes zu gerathen, treffen auch bei dem gewerblichen Fachunterrichte zu. Bei dessen Einführung bestand vielfach noch der Glaube an die Allmacht der Schule, welcher durch das geflügelte Wort von dem schlachtengewinnenden Schulmeister zwar nicht ins Leben gerufen, aber doch sehr gekräftigt worden war. Heutzutage ist derselbe einigermaßen erschüttert und an seine Stelle tritt die Erkenntniß, daß übertriebene Zumuthungen es der Schule nur erschweren, ihre wahre Aufgabe zu erfüllen. Daß Schulunterricht den Werkstattunterricht gänzlich überflüssig machen könne und müsse, diese kühne Behauptung wagt sich nicht mehr hervor, vielmehr wird allseitig die Mission der gewerblichen Schule darin erkannt, die Werkstattlehre, auf welche die Volksschule vorbereitet hat, zu ergänzen und beziehungsweise höherzuführen. Eine Ausnahme bilden die Unterrichtsanstalten, welche wirkliche, vom Staate unterhaltene, Werkstätten sind. Auf die Bedingungen, unter welchen deren Einrichtung angemessen erscheint, soll hier nicht eingegangen werden. Aber gerade solche Anstalten erhärten den oben ausgesprochenen Satz, indem sie zeigen, daß die Werkstatt auch heute noch Schule, und zwar die beste Schule sein kann, wie sie es in den Zeiten der Blüthe des Handwerkes gewesen ist. Diese letztere Thatsache läßt sich nicht bestreiten, zahllose Arbeiten namenloser Handwerker aus allen Gegenden liefern die Belege dafür, und wie tüchtige und originelle Pädagogen sich unter den Gewerbsleuten fanden, das zeigt u. A., was der Nürnberger Schreibmeister Neudörffer von der Unterrichtsweise eines großen Künstlers, des Steinmetzen Adam Kraft, zu erzählen weiß. Wohl pflegt eingewandt zu werden, das sei einmal gewesen, heute aber nicht mehr möglich; und obgleich dem kein Beweis beigegeben wird, ist es durch oftmalige Wiederholung zu einem Dogma geworden. Allein auch diese Rückzugslinie ist den Gegnern der Werkstattlehre abgeschnitten, seitdem man sich eingehender mit den türkisch-slavischen und verwandten Volksarbeiten beschäftigt hat, die auch in der Technik nicht vollendeter aus irgend einer Schule hervorgehen könnten. Ja, es liegen bereits Beispiele

vor, daß in solchen Gegenden der gewerbliche Schulunterricht eher geschädigt als genützt hat, weil bei demselben nicht auf die alte gute Tradition und die Individualität des Volkes Rücksicht genommen wurde.

Erfahrungen solcher Art legen es uns ganz besonders nahe, nicht doctrinär, nicht schematisch vorzugehen, wenn der gewerblichen Jugend ein höheres Maß allgemeiner Bildung zugeführt werden soll. So sehr die Theorie sich dagegen sträuben mag, das Leben überführt uns täglich von der Wahrheit, daß die Vervielfältigung der Gelegenheiten zur Aneignung höherer und höchster Bildung unter Umständen zum Gegentheil einer Wohlthat werden kann. Es klingt recht schön, wenn man sagt, daß der für die Ausübung höherer Functionen Vorbereitete um so leichter und besser den niedrigeren genügen werde; aber es gehört eben ein mehr als gewöhnlicher Grad von Charakterstärke dazu, den durch Erziehung und Bildung erworbenen Ansprüchen auf eine höhere Lebensstellung freiwillig zu entsagen. Schon jetzt giebt es für die Stellungen von Fabriksleitern, Werkführern, Zeichnern, Lehrern u. s. w. eine Ueberzahl von Bewerbern, die sich nicht entschließen können, in eine niedere Sphäre einzutreten, und den Wahn hegen, der Staat, welcher sie mit größeren Kenntnissen ausgerüstet hat, sei nun auch verpflichtet, ihnen eine angemessene Versorgung zu schaffen. Es giebt kaum ein Land in Europa, an dessen kunstgewerblichen Unterrichtsanstalten nicht Lehrer wirken, welche in Oesterreich ausgebildet worden sind, hier aber keinen ihnen genehmen Wirkungskreis gefunden haben. Und es kann unmöglich im Interesse unseres Gewerbes und unserer Industrie sein, daß alle tüchtigeren Kräfte der eigentlichen gewerblichen Arbeit entzogen werden. Sich emporzuarbeiten, sich weiterzubilden ist gegenwärtig jeder kräftigen und strebsamen Natur unendlich viel mehr erleichtert als jemals zuvor, und der Staat hat weder die Verpflichtung, alle selbstständige Anstrengung überflüssig zu machen, noch ist es wünschenswerth, die Bevölkerung dieser zu entwöhnen. Das Wort Künstlerproletariat schwebt heute auf allen Lippen, die Ueberfüllung aller gelehrten Berufszweige wird fortwährend beklagt, aber den Uebelständen und Gefahren, welche aus dem unverhältnißmäßigen Andrange zu den sogenannten höheren Ständen erwachsen, begegnet man nicht durch dessen künstliche Ableitung auf ein anderes Gebiet. Vielmehr wird dahin zu trachten sein, für das Gewerbe zu erziehen, nicht demselben die besseren Kräfte zu entziehen.

Der Wille, den Gewerbestand zu kräftigen, ist auf allen Seiten vorhanden. Es kommt nur darauf an, den aus wohlmeinender Absicht entsprungenen Vorstellungen, welche durch nüchterne Betrachtung der

Thatsachen widerlegt werden, auch rückhaltlos zu entsagen, sich einzugestehen, daß durch Schulen keine Industrie geschaffen werden kann, wo die natürlichen Existenzbedingungen für eine solche mangeln; daß es nicht Sache des Staates ist, die ganze Sorge für die Zukunft der gewerblichen Jugend auf sich zu nehmen; daß die Industrie nicht lauter Generale und Officiere, sondern vor Allem eine gut geschulte Truppe braucht; und — daß politische und nationale Aspirationen mit diesen Fragen nichts zu schaffen haben.

Briefe von Adolph Pichler an Emil Kuh (1862—1876).

Vorwort.

Adolph Pichler wurde mit Emil Kuh 1848 durch Friedrich Hebbel bekannt. Von dort an schrieben sich Beide gelegentlich in Geschäften; als Kuh aus Gesundheitsrücksichten sich länger in Tirol aufhielt, wurde der Verkehr häufiger bis zu seinem Tode 1876. Ueber seine Briefe können wir nicht verfügen; die von Adolph Pichler beziehen sich wenig auf persönliche Verhältnisse, mehr auf Fragen allgemeiner Art: der Kunst, Literatur und öffentlichen Angelegenheiten, so daß sie als ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Oesterreich gelten können. Aus diesem Grunde werden sie hier mitgetheilt.

* * *

Geehrter Herr!

Sie haben einige der übersandten Verse beanstandet. Die Weise, wie die österreichischen Poeten durchschnittlich die Metrik mißhandelten, dürfte sich bis zum Erscheinen Ihres Albums kaum geändert haben; sohin würden meine Disticha umsoweniger aufgefallen sein, da sie sich vor den Gesetzen der Metrik gut rechtfertigen lassen. Ich betrachte unter gewissen Voraussetzungen den Trochäus als zulässig im elegischen Versmaße, im Hexameter erträgt ihn ohneweiters der erste Fuß; nicht unzweckmäßig erscheint er für den dritten, und zwar, weil dadurch der Einschnitt, den die deutsche Sprache nur schwer in solcher Schärfe wie die antike gestattet, genauer hervortritt. Der Rhythmus des Pentameters

ruht zumeist auf der zweiten Vershälfte; hier würde ich nie einen Trochäus gestatten, wohl aber in der ersten. Bezüglich der Silbenbetonung scheint Mancher in neuester Zeit nebst dem Accent auch noch die Position geltend zu machen; ich möchte hier nicht unbedingt folgen. Ein Volk ändert seine Metrik nie willkürlich und zufällig; diese hängt wohl inniger mit der Weltanschauung desselben zusammen, als mancher Pedant, der Compendien schreibt, wähnt. Man beachte den Umschwung der Antike ins Mittelalter, von diesem in die Neuzeit.

Ob ich mich täusche? — Die Gegenwart deutet auf den Rückzug der griechisch-römischen Metrik, wenn auch die poetische Renaissance, welche sie aufnahm, die herrlichsten Muster hinterließ. Nicht aus Unfähigkeit oder Caprice machen die Dichter außer der Schule keine alcäischen oder sapphischen Oden mehr, sowie ich auch keine längere Erzählung in Hexametern abfassen möchte. Eine bleibende Errungenschaft scheint mir nur das Distichum für kleinere Elegien und besonders für Epigramme, welche geradezu diese scharfgeschliffene Form fordern, wenn sie nicht verlottern sollen.

Im Uebrigen soll der Leser eines Verses die Silben desselben so accentuiren, wie sie der Dichter durch ihre Stellung bestimmt hat, bei zusammengesetzten Hauptwörtern darf er jedoch den Accent nicht gegen den Sprachgebrauch verschieben. „Deutsch-land ist ein Spondäus; dennoch sind die Silben ungleichwerthig, so daß sich Mancher wohl gar den Daktil erlaubt: „Deutsch-land er-bebt." Noch eher als wenn Platen den Accent auf „land" legt!

Ich erwähne dieses nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich nirgends nach Laune und Willkür verfahre. Dennoch habe ich auf Ihre Rüge die betreffenden Hexameter und Pentameter neuerdings gewogen, und wenn ich sie auch nachträglich dem Principe entsprechend fand, zum Theile ungeschmiedet, weil ein Vers, obgleich der Regel gemäß, weniger wohlklingend sein kann und man in einer Sache nur genug gethan hat, sobald man das Jedem Mögliche geleistet.

Morgen verlasse ich Achenthal.

Ergebenst

8. September 1862. Adolph Pichler.

Verehrter Herr!

Die Separatabdrücke Ihrer Aufsätze habe ich noch einmal gelesen, und zwar mit Vergnügen; es thut in unserer Zeit schon wohl, Jemand

zu treffen, der überhaupt Poesie nur lesen mag, um so wohler, wenn sich dieser einen freien unbefangenen Blick erhielt.

Mit Ihrem Urtheil über die antiken Metra bin ich im Allgemeinen vollständig einverstanden: man kann ihrer entbehren und gewiß bleiben sie, so lang man nicht rhythmisch declamiren lernt, wie die alten Chorsänger, dem Ohr des Volkes stets fremd. Wenn ich auch Versuche dieser Art nicht ungern lese, so fühlte ich doch nie die leiseste Regung, nach diesen Schemen — ausgenommen das Distichon — zu dichten. In meinen Hymnen begegnen Sie keinem einzigen antiken Metrum, der Silbenfall und das Maß ergaben sich mir stets mit dem Inhalt, und was die Dreigliederung des Strophenbaues anlangt, so treffen Sie dieselbe nicht blos bei Pindar, sondern auch bei den Minnesängern. Sie ist also nichts specifisch Antikes. Platen tritt in die Fußstapfen der Griechen auch nach Form und Composition; man kann mich daher nicht als seinen Schüler bezeichnen. Meine Hymnen haben übrigens zu Nürnberg die zweite Auflage überstanden.

Ihr Dichteralbum aus Oesterreich fand zu München freundliche Aufnahme.

Daß ich es nicht besprechen kann, versteht sich von selbst, weil es Beiträge von mir enthält. Begierig bin ich, wie die Recensenten meine Epigramme und Elegien aufnehmen: vermuthlich gehen sie, weil sie nicht im Style der jetzt beliebten rhetorischen Janitscharenmusik gedichtet sind, schweigend darüber weg. Ich habe mir für Vers und Prosa die höchste Einfachheit und Klarheit innerer und äußerer Form zum Gesetz gemacht, auf die Gefahr hin, gerade deswegen nicht verstanden zu werden. Widerspräch' es nicht meiner innersten Natur, so wollt' ich mir leicht wie Andere durch πάθος und βάθος einen Erfolg sichern. Nach meiner Ueberzeugung soll aber Jeder, der eine Feder anrührt, in sich den Schwulst und Bombast der jugendlichen Sturm- und Drangperiode überwunden haben, wie es die Literatur gethan, wenn auch jetzt leider Manche eine neue Sturm- und Drangperiode seniler Impotenz einführen möchten. Anders ist es im Grund genommen doch nichts, wenn man sich die Sache genauer beschaut.

Wenn Sie glauben, Senn habe die Bildung gefehlt, so irren Sie; er kannte das Alterthum wie Wenige, war aber einseitig in die Hegel'sche Philosophie verrannt, von der er Begriffe in falscher Voraussetzung auf Faust anwendete, obwohl auch hier Manches, was er sagt, nicht ohne Bedeutung ist. Das Büchlein hat vielfältig Widerspruch und Beistimmung erfahren und, was in Tirol selten geschieht,

eine zweite Auflage erlebt, die jedoch größtentheils jenseits der Tiroler Grenze Abnehmer findet*).

Während Sie an Ihrem Buch arbeiteten, wäre ich bald ins Jenseits gewandert. Ein heftiger Typhus hielt mich an das Lager gebannt. Jetzt gehe ich allmählich der Genesung entgegen. Ich bin mit einer Monographie über Senn beschäftigt und benütze dazu seinen Nachlaß, es ist manches Werthvolle darunter. Seine Gedichte gewinnen erst Relief, wenn man sich eingehender damit befaßt. Er war daran, eine zweite Auflage zu veranstalten. Die Broschüre, die ich mit einer Auswahl aus seinen gedruckten und ungedruckten Poesien veröffentlichen will, dürfte vielleicht nicht blos für die österreichische Literatur, sondern auch für die Culturgeschichte von einigem Interesse sein. Wenn möglich, möchte ich das Ganze erst in einem Journale drucken lassen, etwa dem „Stuttgarter Morgenblatt", da ein österreichisches Journal für einen österreichischen Dichter, noch dazu für einen todten, schwerlich Raum hat. Die „Wiener Zeitung" würde den Aufsatz vermuthlich als zu liberal ablehnen.

Ebenso beschäftige ich mich mit den Resultaten meiner im Laufe dieses Sommers vorgenommenen geognostischen Untersuchungen, welche ich zu veröffentlichen gedenke. Eine kurze Skizze derselben wird wahrscheinlich in der Sitzung der geologischen Reichsanstalt am 3. December mitgetheilt werden. Ich lasse mich gern durch die Objectivität der Natur binden; der sogenannte Naturfreund sieht in der Natur nur zu oft das Zufällige als das Wesentliche an, der Forscher muß das Wesentliche vom Zufälligen scheiden und der Dichter verliert bei diesen Uebungen gewiß auch nichts, wie mitunter blöde Leute meinen.

Innsbruck, 28. November 1862.

Hochachtungsvoll

Pichler.

Verehrter Freund!

Wie steht es mit der Fortsetzung des Literaturblattes? Wenn die Presse wieder damit beginnt, kann ich Einiges senden.

---

*) Johann Senn, der unglückliche Dichter des bekannten Liedes „Adler Tiroler Adler", war im 64. Lebensjahre 1857 gestorben. In seinem Nachlasse fand sich ein unvollendeter Aufsatz über Faust, gewidmet „den zürnenden Goethomanen und den nicht zürnenden Manen Goethes". Er wurde bei Wagner gedruckt. Ueber Senn wurde schon viel geschrieben, endgiltig wird über ihn Dr. Jos. Wackernell in seiner Geschichte der neueren tirolischen Dichtung berichten.

Da die Wiener Journalistik zu sehr den Strömungen des Tages folgen muß, so wäre jetzt die Zeit, eine Wochenschrift zu gründen, um darin die Interessen deutscher Bildung überhaupt und der Deutschen Oesterreichs insbesondere zu wahren, mit Einem Worte: das drohende Asiatenthum zu bekämpfen.

Sie arbeiten gewiß fleißig an Hebbel's Biographie? Der Mann ist an und für sich interessant genug, um zu erneuter Betrachtung aufzufordern, er führt jedoch auch ins Allgemeine, weil er sich nicht blos mit den Fragen der Aesthetik, sondern auch der Philosophie, Politik und des socialen Lebens befaßt.

Da werden Sie sich wohl mit Laube auseinandersetzen; dieser Schriftsteller schadet durch das, was er ist und was er nicht ist.

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen auf dem Tisch einer Bauernstube; es sieht auch darnach aus. Ich bin auf dem Lande; bisher habe ich die Zeit, soweit es das Wetter gestattete, zu geologischen Aufsätzen und Ausflügen verwendet.

Nebenbei las ich Juvenal und Byron.

Der „Tiroler Bote" giebt nun ein eigenes literarisches Beiblatt heraus; bisher nicht viel Gutes. Ich liefere eine fortlaufende Reihe kleiner Aufsätze über Literatur; aber was nützt es?

Ich habe jüngst „Wildfeuer" gelesen. Welch' Virtuosität der Technik! Hätte Halm einen Tropfen mehr von der Qualität des Dichters, so hätte er die Tiefe seines Objectes, von dem er nur die Spitzen abbrach, zur Anschauung gebracht und wäre am Publicum gescheitert. Das Stück ist dem Völklein ganz auf den Leib geschnitten, die Natur hie und da etwas mit Tragant und Syrup verknetet, was sich auch bei der berühmten Kußscene spüren läßt. Von den Unwahrscheinlichkeiten kann man absehen. Ich will durch dieses Urtheil, wenn Sie es so nennen wollen, Halm nicht herabziehen; als ich das Stück las, fühlte ich lebhaft, wie sehr der Oesterreicher trotz alledem die große anspruchsvolle Menge der „Macher" draußen überrage.

Wenn Sie Zeit finden, mir zu schreiben, so adressiren Sie nach Innsbruck.

Ihr

Innsbruck, 21. August 1866. Pichler.

(Fortsetzung folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Vorwort zu einer Rundschau im Gebiete der Wissenschaft.

Die Kunst und die Künstler bleiben der gebildeten Welt fast stetig nahegerückt durch die leicht und wiederholt gebotene Gelegenheit des unmittelbaren Kunstgenusses. Selbst wo dieser nicht ausreichend ist oder unerreichbar wird, ist für die Beständigkeit reger Beziehungen zwischen der kunstliebenden Bevölkerung und dieser sinnlich faßbaren Sphäre geistigen Lebens gesorgt.

Die anständige Presse kommt dem Bedürfniß nach Vermittlung des eingehenden Verständnisses und nach Läuterung des Geschmackes hierbei in erfreulicher, zum Theil selbst in glänzender Weise entgegen. Feine kleine Kritiken, angenehm belehrende Feuilletons und gediegene Besprechungen finden wir in ausreichender Anzahl in unseren ersten Tagesblättern, wenn sich am Künstlerhimmel ein glänzendes Phänomen, ein eigenartiger neuer Stern, ein selten wiederkehrender Komet oder selbst ein kleines flüchtig strahlendes und wieder verlöschendes Meteor sehen läßt.

Beiweitem ungünstiger ist die Wissenschaft daran. Ihre und ihrer Vertreter Berührung mit dem wissensbedürftigen Publicum, und selbst mit dem höchstgebildeten Theile der guten Gesellschaft ist auch heute noch eine mehr oberflächliche und kühle, mag sie auch vielgestaltiger und zum Theil selbst zudringlicher geworden sein. Die Beachtung, welche die Tagespresse dieser Seite des geistigen Lebens bisher geschenkt hat, kann trotz mancher Anläufe immerhin noch als eine stiefmütterliche bezeichnet werden.

Im Allgemeinen ist dabei vielleicht nach keiner Seite hin der gute Wille abzusprechen.

Die Tagesblätter bringen gratis Sitzungsanzeigen und zum Theil selbst Vortragsprogramme der die Wissenschaft pflegenden Staatsinstitute, Gesellschaften, Vereine und Clubs; sie geben Notizen und selbst Auszüge aus diesem oder jenem Vortrage, ja sie widmen zum Theil an einzelnen Tagen der Woche den naturwissenschaftlichen Fächern oder den historisch-literarischen Zweigen des Wissens mehrere Spalten der Abendausgabe oder zuweilen selbst den Raum unter dem Strich. Das ist gewiß ebenso anerkennenswerth als lobenswürdig.

Wie viel Falsches, direct Verkehrtes ist aber in derlei Notizen und Auszügen zuweilen zu lesen, wie häufig sind gerade die wichtigsten und wesentlichsten Punkte übersehen, während unbedeutende Dinge und Curiosa allein als interessant herausgegriffen und sogar hervorgehoben erscheinen!

Nicht minder wie kritisches Verständniß für das Wesentliche und Wichtige fehlt nicht selten die Objectivität. Die politische oder nationale Parteistellung jedes Blattes sieht nicht nur den Gelehrten oder den wissenschaftlichen Dilettanten, sondern oft sogar das Thema, welches derselbe behandelt, durch eine specifisch gefärbte Brille an. So geschieht es denn nicht gar selten, daß ein Dilettant oder ein strebsamer Gelehrtenembryo, wenn er leidlich glatt zu reden und zu schreiben und sich auf geschickte Gruppirung von Phrasen versteht, als wirklicher Gelehrter angesehen wird. Mancher ernste Fachmann wird hingegen leicht ignorirt, wenn er nicht entweder zu einem tonangebenden Ring gehört oder Formvollendetes und Sensationelles zu bieten versteht, mag er sachlich noch so Gediegenes leisten.

Es fehlt an durchgebildeten und objectiven Berichterstattern, von wissenschaftskundigen Kritikern kann man in ähnlichem Sinne wie von kunstverständigen Kritikern überhaupt nicht sprechen. Nicht selten besorgt derlei der allgemeine Neuigkeitsreporter.

Der Mann der Wissenschaft selbst kann doch wohl nur in ganz außergewöhnlich wichtigen Fällen im Interesse der Sache Reporterdienste leisten, denn was der berufsmäßige Berichter zu leicht nimmt, wird er zu ernst und schwer nehmen.

Es mangelt ihm nicht nur Beruf und Geschick, sondern auch die Zeit.

Der Fachgelehrte, wenn er zugleich allgemein gebildet ist und mit der Gabe klarer, anregender Darstellung die Befähigung verbindet, das geistige Mittelniveau des Gesellschaftskreises richtig zu beurtheilen, für welches er spricht, liest oder schreibt, wird sich am öffentlichen wissenschaftlichen Leben seiner weiteren oder engeren Heimat doch stets am wirksamsten und natürlichsten durch Vorträge, größere Artikel oder kleinere Mittheilungen aus dem Bereich seiner Fachwissenschaft betheiligen. An Vorträgen verschiedenster Qualität und selbst an wissenschaftlich garnirten Specialartikeln hat man zumal in der Reichshauptstadt diesseits der Leitha gewiß eher Ueberfluß als Mangel zu verzeichnen. Was man aber vermißt, das sind periodische zusammenfassende Berichte über das rege, wissenschaftliche Gesammtleben von hüben und drüben, welche das Wesen und die Erscheinungsform dieser wichtigen Seite des Culturlebens charakterisiren. Würden auch Wien und Budapest dabei die Hauptrolle spielen als leitende und tonangebende Factoren, so darf doch die Würdigung der Bestrebungen in den kleineren Wissenschaftscentren der einzelnen Länder nicht fehlen.

Der beste Wille ist gewiß nicht nur bei dem größten Theile der Vertreter der öffentlichen Meinung, sondern auch bei der Mehrzahl der Männer der Wissenschaft vorhanden.

Es herrscht fast nirgendwo schroffe Abschließung und Geheimthuerei, sondern eher Zuvorkommenheit.

Selbst unter den akademischen Spitzen ist die Zahl Derer vorwiegend, welche es vorziehen, sich unter der Menge der Sterblichen zu bewegen, als allein oder in der exclusiven Gesellschaft anderer Unsterblicher sich im Glanz oder Abglanz akademischer Würde zu sonnen.

Die Sammlungen und Bibliotheken der großen wissenschaftlichen Institute und Gesellschaften sind zumeist der Benützung für Studien und der Besichtigung zu allgemeiner Belehrung in liberalerer Weise zugänglich gemacht als in anderen Ländern. Ja zuweilen wird zum Schaden der Sache und der Nächstbetheiligten darin weitergegangen, als die Sorgfalt und das Pflichtgefühl gelehrter Gäste und des großen Publicums dies rechtfertigt. Die periodischen Sitzungen sind von der Akademie angefangen bis zu den die allerspeciellsten Bestrebungen vertretenden Vereine durchwegs öffentlich. Abgesehen von der in den zahlreichen Fachgesellschaften und Vereinen in jeder Wintersaison dargebotenen, mehr fachmännischen Kost, welche übrigens auch da zuweilen von Dilettanten, und zwar nicht selten in pikanterer Zubereitung als aus privilegirtem fachmännischen Munde dargeboten wird, giebt es nicht nur in den beiden Reichshauptstädten, sondern auch an manchen kleineren Wissenschaftscentren, zumal jenen, welche eine Universität, eine technische Hochschule, ein Landesmuseum ihr Eigen nennen, Vereine oder Vereinigungen, welche den speciellen Zweck verfolgen, durch Vorträge über wissenschaftliche Themata belehrend zu wirken. In Wien pflegt diese Aufgabe ohne Beschränkung auf ein begrenztes Gebiet der wissenschaftliche Club. Eine der ältesten Vereinigungen ist die, welche sich die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse als Ziel vorgesteckt und sich im Laufe der Zeit in zwei Vereine getrennt hat, in einen Laienverein, welcher Vorträge honorirt und drucken läßt, und in einen Gelehrtenverein, welcher dem Laienpublicum in jedem Winter einen Cyklus von gediegenen Vorträgen gratis darbietet. Dazu kommen die Vortragsprogramme, durch welche innerhalb eines besonderen Wirkungskreises das „Orientalische Museum", das „Kunstgewerbemuseum", der „Verein der Literaturfreunde" u. s. w. alljährlich das Interesse der Bevölkerung der Großstadt für ihre Zwecke rege zu halten suchen.

Kurz es ist nicht wenig, vielleicht eher zu viel, was in dieser Richtung in neuester Zeit geboten wird — multa ganz sicher und multum doch auch nicht zu selten.

Und das Publicum? Wir haben zunächst dasjenige der Großstadt im Auge. Ja — es zeigt Interesse, es besucht mit Vorliebe allerlei Vorträge, und zwar nicht etwa nur um sich eine Stunde auszuwärmen, wie ein Theil der Besucher, welche zu gewissen Stunden die Vorlesungen mancher Professoren in Paris beehren und wie dies in vereinzelten Fällen wohl auch bei uns zu Lande vorkommen dürfte, sondern um sich mehr oder minder gut durch Belehrung unterhalten zu lassen. In dem Ueberwiegen des Strebens nach Unterhaltung vor dem nach Belehrung steckt einigermaßen der Haken, welcher es dem Gelehrten schwer macht, in der Erregung des Interesses für seine Sache mit dem Künstler zu concurriren und der auch die Wirksamkeit der Presse in mancher Richtung lähmt. Es soll damit der wissenschaftsfreundlichen Gesellschaft der Residenz kein besonderer Vorwurf gemacht werden; dieses Verhalten ist ganz erklärlich und natürlich. Es soll nur objectiv das wahre Verhältniß der gebildeten zur gelehrten Welt und zur Wissenschaft gekennzeichnet werden.

Die Geschmacksrichtung unseres großstädtischen Publicums ist in eminenter Weise für die Kunst und durch die Kunst gebildet und großgezogen. Daß die mannigfaltigen reichen, zwischen dem feinsten Raffinement des Virtuosen und der edelsten Stylreinheit des begnadeten Künstlers sich auf- und abbewegenden Genüsse, welche jahraus jahrein durch gemalte, gesungene, gebaute oder gesprochene Kunst-

werke dem Bewohner der Großstadt entgegengebracht werden, denselben verwöhnen und die Majorität für sich gewinnen, darf nicht Wunder nehmen. In der Verschiedenheit des Wesens von Kunst und Wissenschaft, welches sich auf deren ausübende Vertreter überträgt, liegt es zumeist, daß Empfänglichkeit, Verständniß und Sympathie der nicht im Bann einer speciellen Wissenschaft gefesselten Gesellschaftskreise und selbst abtrünniger Fachgelehrter der Kunst zuneigt. Nicht nur die häusliche Erziehung, auch die öffentliche durch das Leben innerhalb der Großstadt nimmt Einfluß auf Stimmung und Eindrucksfähigkeit.

Die Künstler haben vor dem Gelehrten vor Allem das Colorit voraus, wie das Militär das farbige Tuch vor dem schwarzen Frack des Civilstandes. Was unmittelbar die Sinne packt, ist wirksamer und gemeinverständlicher als das, was der Reflexion bedarf.

Das Schöne glaubt Jeder zu verstehen, wenn er das für schön erklärt, was ihm gefällt und dabei seine Befriedigung findet. In der Kunst fühlt sich das Publicum daher selbst sachverständig und urtheilt nicht selten unabhängig von der Meinung der Berufskritiker. Die Fähigkeit, das logisch Richtige klar aufzufassen, welches die Freude an der Wissenschaft bedingt, hängt entschiedener von guter Vorbildung und dem Erwerb von positiven Kenntnissen ab, als die Fähigkeit, Schönes dem Künstler nachzuempfinden und in subjectiv angenehmer Weise umzubilden für die eigene Vorstellungsgabe.

Die Erkenntniß einer wissenschaftlichen Thatsache ist für den schärfsten Denker nicht möglich, wenn er die Grundlagen der Fachwissenschaften nicht kennt, mit welchen dieselbe in Beziehung steht. Das dauernd Unverständliche und Unverstandene muß, abgesehen davon, daß es keinen Nutzen schafft, Jeden, der wahr ist gegen sich selbst, quälen und langweilen. Die wissenschaftliche Methode in der Wagner'schen Musik, welche die Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit eines Leitmotives für alle möglichen Fälle zu demonstriren sucht wie eine gelehrte scharfsinnige Abhandlung das Zutreffende einer Theorie, schwächt den Kunstgenuß ab. Es wird dabei zu viel Kunstwissenschaft vorausgesetzt und zu sparsam auf die Wirkung des natürlichen und allgemeinen Nachempfindens gerechnet.

Es darf den Gelehrten nicht wundern, wenn er selbst und am Ende auch seine Wissenschaft der Mehrzahl der Gebildeten und Bildung Suchenden den von der Klarheit der Definition nicht abhängigen Kunstgenüssen gegenüber zumeist immer nur wie Grau in Grau gemalt erscheint. Die Wissenschaft wird geachtet, die Kunst wird geliebt.

Bei dem Publicum der Großstädte und vor Allem in Wien wird der Mann der Wissenschaft daher, welcher die Resultate seiner Wissenssphäre zum Gemeingut Vieler machen will, meist nur dann lebhaften Anklang finden, wenn er der durch die Kunst beeinflußten Geschmacksrichtung in Form und Darstellung Rechnung zu tragen versteht.

Kürze und Klarheit der Satzbildung, maßvolle Modulation der Stimme in Verbindung mit der Pointirung des Wesentlichen, insbesondere bei Prämissen und Schlußfolgerungen, effectvolle Gruppirung überraschender Thatsachen und statistischer Daten, Unterstützung der Vorstellungskraft über Raum- und Formverhältnisse durch Zeichnung, Photographie oder Malerei — über Zeitverhältnisse und die Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung durch sinnlich schnell und leicht faßbare Experimente erregen das Interesse zunächst für die Person und dadurch auch die

Aufnahmsfähigkeit für die Sache. Kurz, der Gelehrte muß mehr oder weniger Künstler sein in der Form der Darstellung, wenn er sein Wissensgebiet und sich selbst populär machen will. Seine Beschreibung oder sein Beweisverfahren muß klar und eindringlich wirken, wie eine Mozart'sche Melodie, nicht räthselhaft und doch zudringlich wie manches Wagner'sche Motiv, welches mit einer wissenschaftlichen Phrase, die im Sinne des Autors eine neue Theorie bedeuten soll, das gemein hat, daß es ebensowenig wie diese nur durch endlos wiederkehrendes Citiren und Recitiren verständlicher und annehmbarer wird.

Ueber die Berechtigung und Wirksamkeit der wissenschaftlichen Methode in der Kunst und der künstlerischen Methode in der Wissenschaft zu schreiben ist Sache des philosophirenden Aesthetikers. Die Seele der Kunst ist Intuition, die Seele der Wissenschaft die Induction. Neben der schöpferischen Kunst wirken die vervielfältigenden, reproducirenden Künste, neben der erkennenden Wissenschaft die beschreibenden sogenannten descriptiven Wissenschaftszweige. Dies sind die großen Tummel- und Weideplätze, auf welchen die Berührung und die Verständigung zwischen Fachmännern und der Gesammtheit des Laienpublicums sich am leichtesten vollzieht, dessen in gewissem Sinne bevorzugter, in anderer Richtung aber benachtheiligter Theil ja immer wieder die Fachleute der anderen Gruppen gegenüber dem Specialisten des kleinsten Wissenschafts- oder Kunstzweiges bilden.

Hier ist das Verständniß leicht oder mindestens erleichtert durch den Anschauungsunterricht, welchen die Mehrzahl schon genossen hat oder sich immer wieder in den öffentlichen Versammlungen, wenn nicht in der Natur selbst verschaffen kann. Die Lebensgewohnheiten und der Formenreichthum der Thier- und Pflanzenwelt oder selbst die bestechend glänzenden, nebst den tiefer verborgenen nutzbringenden Eigenschaften der Producte des Mineralreiches in ihrer Beziehung zur Culturarbeit des Menschen zu schildern, wird immer eine dankbarere Aufgabe für den popularisirenden Vortrag sein, als etwa der Versuch, die Gesetze der chemischen Verwandtschaft organischer Verbindungen, der Einwirkung der Contraction der Erdrinde auf den Gebirgsbau oder der Bewegung der Himmelskörper dem allgemeinen Verständniß zu erschließen. In diesem letzteren Falle gehören eben bei dem Zuhörer mehr Vorkenntnisse dazu, als er von der Mittelschule mitbringt und gegenwärtig behält, wenn er nicht auf der Universität selbst noch die einschlägigen Fachstudien allein oder mindestens nebenbei betrieben hat.

Gewisse Gebiete der inductiven Naturforschung haben fast mehr noch wie solche der vergleichenden Sprachforschung und Alterthumskunde Mangel an für die Popularisirung in Schrift und Wort geeigneten, anziehenden Capiteln. Diese sowie die im Werden begriffenen Theorien nicht nur der kurzlebigen, sondern auch der wirklichen Meister des Faches sollen nicht die Grenzen der wissenschaftlichen Fachorgane überschreiten. Nur mit größter Vorsicht und Beschränkung sollten Professoren zumal ihre eigenen, unfertigen, der Kritik der Fachgenossen noch unterworfenen Ansichten und Theorien in den akademischen Lehrsaal hineintragen. Sie fordern damit gleichsam die Zustimmung von zur Entscheidung Unberufenen heraus, sie regen wohl an aber oft mehr noch regen sie auf. Die Anregung, sich gleichfalls auf das Gebiet der theoretischen Speculation zu begeben, bringt den Schüler zu leicht in falsche Richtung und zu frühzeitigem Größenwahn und lenkt ihn ab von der Befestigung der nothwendigen wissenschaftlichen Fundamente. Kurz, der junge Gelehrte wird dann darauf hingeführt, nach der Methode des Künstlers mit

der Phantasie zu erfinden und zu schaffen, statt auf dem inductiven Wege der Wissenschaft zu ergründen, aufzubauen und logisch zu schließen.

Wie eine Rundschau über die Gebiete des inneren schaffenden und des nach außen vermittelnd wirksamen Wissenschaftslebens unserer durch den zweiköpfigen Adler symbolisirten Staatsgemeinschaft naturgemäß zur Zweitheilung des Stoffes drängt, so verlangt dieselbe auch die Scheidung nach den beiden Hauptgeltungsgebieten des wissenschaftlichen Fortschrittes. Die Erforschung der Naturgesetze und des Wesens aller Naturerscheinungen und Lebewesen an sich und in ihrer eng verketteten und mannigfaltigen Wechselwirkung ist durch den weiten Kreis der angewandten und technischen Wissenschaften mit dem zweiten Hauptgebiete wissenschaftlicher Forschung, der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes, eng verknüpft. Wie sich in ethischer, cultureller und socialer Beziehung der Mensch als Gesellschaftswesen nach Naturanlagen differencirt und selbst erzogen hat im Kampfe mit der Natur und mit sich selbst, erforscht und erzählt die Geschichte. Der Fortschritt von der Familienhorde zum Racenvolk und zur Staatsfamilie mit all' seinen wechselvollen Stufen von Fortschritt und Rückschritt hat auch zu der staatsrechtlichen Verwachsung zweier selbstständig denkenden und fühlenden Staatswesen geführt, welche an sich nicht einheitlich sind, sondern nur durch die Abhängigkeit von einander trotz bestehender Gegensätze. Der Zwillingsstaat Oesterreich-Ungarn kann zu dauernder Blüthe nur gelangen, wenn er die contractlich festgesetzten gemeinsamen Angelegenheiten durch freiwilliges und wahrhaft freisinniges Streben nach der Gemeinsamkeit idealer Ziele zu erweitern und zu festigen versteht. Die Pflege der Wissenschaft ist mehr noch als die von nationaler Einseitigkeit befreite Begeisterung für die schönen Künste eine große erstrebenswerthe gemeinsame Angelegenheit. Von einer geringen Zahl Auserlesener muß die Ueberzeugung von dem Werthe eines derartigen Strebens in immer weitere Kreise getragen werden. Wenn unedles Streberthum und nationaler Chauvinismus allmählich aus der Schule, aus den wissenschaftlichen Anstalten, sowie aus den Herzen der Gelehrten und ihrer Gönner und Freunde verschwinden, dann wird auch die unheilvoll hemmende Wirkung des politischen und nationalen Separatismus und der Frictionen seines Factionswesens sich mildern lassen.

Wien und Budapest, die beiden schwesterlichen Hauptstädte des habsburgischen Machtgebietes, denen die ernste historische Aufgabe des Reiches, die Erziehung ungleicher Volksstämme zu gemeinsamer, kosmopolitischer Culturarbeit, vorzubereiten und fortzuführen vorzugsweise zufällt, müssen sich in edlem Wetteifer dieser großen ethischen Mission dauernd bewußt bleiben. Hier ist also auch für eine Rundschau über die innere Entwickelung und äußere Entfaltung wissenschaftlichen Lebens der sicherste Gradmesser zu finden und die reichste Ernte zu halten.

Die durch das lebendige Band der Donau naturgemäß verbundenen Reichscentren werden auch auf die an den Nebenflüssen und jenseits der Wasserscheiden in Ost und West, in Nord und Süd gelegenen alten und neu aufblühenden städtischen Gesellschafts- und Wissenschaftscentren nicht nur anregend, sondern auch anziehend zu wirken vermögen, wenn sie nicht nur in der Pflege der Wissenschaft, sondern auch im Geiste derselben voranleuchten, wenn durch das Aufblühen humanistischer Lebensanschauung und edler Gesittung feindliche und neidliche Gefühle in Sympathie und Anerkennung auszuklingen vermögen. Der Geist der Wissenschaft aber ist fortschrittlich und universell — fortschrittlich im Sinne organischer

Entwickelung aus dem Bestehenden, universell im Sinne der Unterordnung des nationalen Bewußtseins unter das höhere des Weltbürgerthumes. Die großen geistigen Errungenschaften hat nicht der engherzig nationale, sondern der menschliche Geist erdacht und erkämpft. Sie sind bestimmt, das Gemeingut aller Nationen zu werden, welche entwickelungsfähig bleiben. Die Stufen des Fortschrittes aber werden weder gekennzeichnet durch die über das Ziel schießende geistreiche Phrase, noch durch die hastende, Bände aufthürmende vordringliche Vielschreiberei, sondern durch die ruhig und beständig auf ein Ziel gerichtete Gedanken- und Versuchsarbeit, deren Schlußresultat oft nur in einem einzigen Satz ausgedrückt werden kann. Es ist ein Unterschied zwischen Denen, welche für den Glanz ihres Namens und für die materielle Förderung ihrer gesellschaftlichen Stellung arbeiten und Denen, welche der Sache der Wissenschaft an sich dienen. Beide Arten der Auffassung und Vertretung der Wissenschaft haben ihren Werth, aber sie sind nicht gleichwerthig. Die Rundschau über das wissenschaftliche Leben diesseits und jenseits der Leitha muß nach dieser Richtung in ähnlicher Weise feinfühlig zu sein trachten, wie bei der Werthschätzung nationaler und universeller Pflege der Wissenschaft.

Der weltbürgerliche Geist, der in den großen alten Culturstaaten die Fortschritte der Wissenschaft von nationaler Beschränkung befreit und zu gemeinsamen Errungenschaften macht, ist auch in Ungarn bereits zu einem siegreichen Durchbruch gelangt. Daß man neben nationalen auch fremdländische Gelehrte nicht nur zu schätzen, sondern auch zu ehren versteht, war von jeher ein Lichtpunkt in dem lange Zeit zurückgebliebenen Culturleben des Landes, welcher nur in der kurzen Sturmperiode nationalen Wiedererwachens stark verdunkelt wurde. Gab es doch auch Zeiten, wo man in Deutsch-Oesterreich und selbst in Wien Ungarn als Beispiel hätte anführen können dafür, wie ein Volk die Wissenschaft und ihre Vertreter ehren und unterstützen soll!

Das blüthenreiche Feld der Naturforschung darf in der deutsch-slavischen Reichshälfte schon seit Jahrzehnten den Anspruch für sich erheben, daß es Vergleiche nicht zu scheuen hat.

Seit Jahren steht Anbau und Ernte auf der Höhe der Zeit. In der Gesammtentwickelung schreitet Oesterreich mit Wien an der Spitze neben den Ersten voran und leistet vollauf, was ein lebenskräftiger Culturstaat bedarf. Es zeigt dies die mächtige Entfaltung der auf dieser Grundlage emporgewachsenen Technik, welche eine analog herrschende Rolle spielt wie die Architektur innerhalb des Gesammtlebens der schönen Künste. Ungarn und Budapest folgen bereits mit Riesenschritten nach und eifern nach Ebenbürtigkeit.

Hier und dort birgt der durch die Schule vorbereitete Boden unzählige Keime, welche einen stetigen Fortschritt zu sichern geeignet sind, so lange sie nicht verkümmern müssen unter dem Einfluß politischer und nationaler Witterungsverhältnisse.

Der Einwirkung und Macht des gerade im Wesen dieses Wissenschaftskreises gelegenen kosmopolitischen Geistes vermag der Separatismus vorwärtsstrebender Nationalitäten auf die Dauer denn doch nicht zu widerstehen. Das Geltungsgebiet der Cultursprachen in dem Reiche der Naturwissenschaften läßt sich nicht künstlich einschränken zu Gunsten von Sprachinseln. So wenig das Dänische die Bedeutung der deutschen Sprache zu erreichen vermag, wird das czechische Idiom mit der russischen Sprache in ernsten Wettstreit zu treten vermögen als Vermittlerin der Gedanken- und Culturarbeit der Slaven.

Der äußeren Anerkennung des in einer bestimmten Cultursprache zur Geltung kommenden Fortschrittes der Wissenschaft kann sich nationaler Chauvinismus wohl vorübergehend entziehen, aber nicht der allgemeinen Wirksamkeit desselben.

Die Theilnahme der verschiedenen Nationalitäten des Reiches an dem Anbau des großen gemeinsamen Culturfeldes der Wissenschaft wird an dieser Stelle ein Gegenstand wiederholter Aufmerksamkeit und unseres besonderen Interesses sein.

Die Entwickelung der Wissenschaft überhaupt und insbesondere die Blüthezeit der Naturwissenschaften während der segensreichen Regierung des Kaisers Franz Joseph I. darzustellen, wäre nach Umfang und Bedeutung des Stoffes Gegenstand eines großen culturellen Special-Essais, welcher der kritischen und motivirenden Seitenblicke auf die durch die Schwankungen der politischen Entwickelung geschaffenen Hindernisse eines stetigen Fortschrittes keineswegs entbehren könnte.

Hier bei dieser flüchtigen Umschau jedoch werden wir selten weit rückwärts zu blicken haben. Was die Gegenwart bietet, was uns vor Augen liegt, soll den Vorwurf zu einer zwanglosen Reihe von Skizzen bilden. Mancher Rückblick in halbvergangene Zeit und diese oder jene historische Erinnerung mag dabei ebensowenig principiell ausgeschlossen sein als die Andeutung von Wünschen für die nächste Zukunft.

Eine schwierige Aufgabe wäre es, bereits die Hauptüberschriften für die einzelnen Besprechungen, welche uns im Geiste vorschweben, in kurzen Schlagworten anzugeben oder dieselben gar schon in eine gewisse Ordnung bringen zu wollen.

Auf Vollständigkeit, auf erschöpfende Berücksichtigung und systematische Anordnung des Stoffes wollen wir gleich vorweg verzichten. Weder statistische Zusammenstellungen, noch auch wissenschaftliche Referate darf man hier erwarten. Die zwanglosen, in diesem oder jenem Hefte erscheinenden Skizzen sollen nur Kunde geben von der lebendigen Theilnahme unserer Revue an dem wissenschaftlichen Leben und Treiben in den beiden Hauptstädten unseres Donaureiches und in den localen Centralpunkten ringsum.

Bei der Gruppirung des Materiales werden wir der hervorragenden Bedeutung der Reichshauptstädte unseren Tribut zollen, ohne den autonomen Fortschrittsregungen der Länder und den Wechselbeziehungen ihrer Culturcentren mit dem wissenschaftlichen Leben in Wien und Budapest die berechtigte Rücksichtnahme zu versagen. Ja es soll sogar ein besonderer Werth darauf gelegt werden, Abwechselung in die Behandlung des Gesammtstoffes zu bringen nicht nach seiner systematisch wissenschaftlichen Eintheilung, sondern nach der lebensvolleren Gruppirung seiner Behandlung unter verschiedenen örtlichen und nationalen Verhältnissen.

Neben solchen zusammenfassenden Uebersichten über den Gesammtcharakter von größeren oder kleineren Fortschrittsperioden muß wohl bedeutenderen und wichtigeren Instituten, Gesellschaften, ja vielleicht sogar beschränkteren Gelehrtenkreisen oder selbst einzelnen Persönlichkeiten zeitweise eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die Hofmuseen, die Akademie der Wissenschaften und die wissenschaftlichen Staatsinstitute, wie meteorologische und geologische Reichsanstalt, die Universitäten, große und kleine, ganz- und halbwissenschaftliche Gesellschaften und Vereine, endlich auch hervorragende einzelne Fachgelehrte und Mäcenaten der Wissenschaft von hier und dort können als Grundlage und specieller Ausgangspunkt von Skizzen gewählt werden, welche das wissenschaftliche Gesammtleben von einer bestimmten Seite beleuchten. Jedoch wird eine derartige Gruppirung des

Stoffes doch zumeist den ausnahmsweise eingeschalteten Specialartikeln vorbehalten bleiben, während die regelmäßiger wiederkehrende kleine Rundschau sich vorzugsweise mit der örtlichen Orientirung von den Hochwarten des wissenschaftlichen Lebens aus zu beschäftigen haben wird.

Wenn wir nicht nur in Wien und Budapest, sondern von Prag bis Triest und Zara, wie von Hermannstadt bis Innsbruck und Bregenz an allen Ausgangs- und Sammelpunkten wissenschaftlicher Bestrebungen Verständniß und Entgegenkommen finden für unsere Parole, daß die Wissenschaft und ihr Fortschritt eine gemeinsame Angelegenheit sei, dann wird unsere „Revue“ darin den besten Erfolg des Gedankens erblicken, dessen Ausführung dem Interesse der Mitarbeiter wie der Leser in gleicher Weise durch dieses Vorwort empfohlen werden sollte.

W—R.

Ausgrabungen in Carnuntum. Im Herbste des Jahres 1884 waren in Wien eine Reihe von Fachleuten und Freunden der Alterthumswissenschaft zu einem Vereine zusammengetreten, welcher sich die Aufgabe stellte, auf dem Ruinenfelde der römischen Stadt Carnuntum, zwischen den Dörfern Petronell und Deutschaltenburg an der Donau, Ausgrabungen zu veranstalten. Dank der lebhaften Theilnahme, welche alle Kreise der Residenz diesen Absichten entgegenbrachte, war es möglich, bereits im Sommer 1885 mit den Ausgrabungen zu beginnen. Schon in früheren Jahren hatte die k. k. Centralcommission einen großen Theil des Standlagers bloßgelegt. Hier setzten die Ausgrabungen des Vereines zunächst ein. Das Forum des Lagers, ein quadratischer Hof von 40 Meter Seitenlänge, von einer Säulenstellung umschlossen, wurde vollständig aufgedeckt. Im Süden des Forums stieß man im Anschluß an frühere Ausgrabungen auf eine Reihe von Räumen, welche wahrscheinlich zum Prätorium gehörten, den Wohn- und Amtsräumen des kommandirenden Generals und Statthalters der Provinz Oberpanonien. Auch östlich vom Forum kam ein ausgedehnter Complex von Räumlichkeiten zum Vorschein, deren Bestimmung bei der argen Zerstörung nicht mehr zu erkennen ist. Außerdem gelang es noch, ein ausgedehntes Grabfeld im Südwesten des Lagers aufzufinden. Die zahlreichen Sarkophage waren leider zum großen Theile ohne Inschriften. Wie es scheint, gehören diese Grabanlagen dem vierten Jahrhundert nach Christus an, woraus es sich auch erklärt, daß vielfach Grabsteine und Reliefe einer früheren Zeit zum Bau der Sarkophage verwendet wurden.

Nicht minder interessant ist ein Wartthurm, dessen Substructionen 600 Meter vom Lager entfernt aufgefunden wurden. Bemerkenswerth ist hier die Art des Mauerwerkes, welches nicht aus Quadern oder Bruchsteinen bestand, sondern durch festes Gußwerk gebildet wurde, eine Technik, welche die römische Baukunst mit Vorliebe verwendete. Ueber alle diese Baulichkeiten sowie über zahlreiche Funde von Inschriften, Bronzen, Gefäßscherben wird demnächst in den „Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich“ ein ausführlicher Bericht der Vereinsleitung publicirt werden.

Alfred v. Domaszewski.
